



Sebenunddreissigster Jahrgang.

15. Heft.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Am Belt.

Roman

von

Gregor Samarow.

Vierzehntes Kapitel.

Der König blieb, als er in den Salon zurückgekehrt war, ein wenig zögernd vor den Damen stehen, es schien ihm, als wäre er unschlüssig, ob er seine Gemahlin

oder die Gräfin Stören zur Tafel führen sollte, aber die Gräfin Danner trat, indem sie, nur von ihm bemerkt, ein leichtes verneinendes Zeichen machte, weit zurück und streckte ihre Hand dem Baron entgegen, so daß dieser gezwungen war, an ihre Seite zu treten.

Der König bot nun der Gräfin Stören seinen Arm und schritt mit ihr in den kleinen Speisesaal des Schlosses.

Die Gräfin führte den Baron, ihre Hand fester auf dessen Arm stützend, so daß er zur linken Seite des Königs zu stehen kam; dann eilte sie schnell um die Tafel herum und wählte ihren Platz zur Rechten des Hofmarschalls von Loewenstjöld, der dem Könige, der Eilseite gemäß, gegenüberlag, indem sie zugleich Agnes einen Wink gab, sich ebenfalls zur rechten Seite des Hofmarschalls zu setzen.

Der König schien einen Augenblick über dies Arrangement, das die Gräfin Danner mit so schneller Sicherheit ausführte, betroffen, einen Augenblick drückte sich in seinem Gesicht eine leichte Verstimmung aus, aber als er dem Blick seiner Gemahlin begegnete, klärten sich seine Züge wieder auf und durch ein leichtes Kopfnicken gab er seine Zustimmung zu erkennen.

Er schien außerordentlich heiter, die ernststen Regierungssorgen, über welche er sich eben noch mit dem Baron von Blomstedt unterhalten hatte, übten keinen Einfluß auf die vortreffliche Laune, welche er heute fast immer bei der Tafel zeigte. Er war von der verbindlichsten Liebenswürdigkeit für alle seine Gäste, hatte für jeden eine freundliche und artige Bemerkung und wußte auch jedem Gelegenheit zu geben, seinerseits an der meist allgemeinen, an der kleinen Tafel geführten Konversation teilzunehmen. Kein

Wort von Politik kam über seine Lippen; er lenkte das Gespräch auf seinen Lieblingsgegenstand, den er in eingehendem Studium verfolgte, die nordischen Altertümer, wie man sie in dem sogenannten Riesenbecken Scandinaviens findet, er stellte den Satz auf, daß in der vorhistorischen Zeit das Menschengeschlecht in dem geistigen und sittlichen Gehalt seines Lebens auf einer weit höheren Stufe gestanden habe, als die heutige Welt und namentlich die Gelehrten in ihrer engherzigen Selbstüberhebung es zugestehen wollten, da man bei einigem Eindringen in das Verständnis der Altertümer stets finde, daß selbst die primitivsten Denkmäler grauer Vorzeit die Sprache einer

bedeutungsvollen Symbolik redeten. Er sprach über alle diese Dinge mit so viel Lebhaftigkeit, so viel eingehender Kenntnis; er führte Beispiele an und erzählte von neuen merkwürdigen Funden, ließ auch von seinem Kammerdiener aus seinem Kabinet einige alte Schmuckgegenstände, die man vor kurzem aufgefunden, herbeibringen und die Kunde um die Tafel machen, daß die Unterhaltung immer belebter und ungezwungener wurde — ohne den königlichen Glanz der Tafel und die Hofsvoreen der Lakaien hätte man zuweilen glauben können, daß eine Gesellschaft von guten Freunden sich um den Tisch eines Gelehrten versammelt habe, um die interessantesten Fragen der Archäologie und Ethnologie zu erörtern.

Aller Zwang verschwand, jeder sprach, vom König angeregt, frei seine Gedanken aus und Friedrich besonders, dem das vom König mit Vorliebe kultivierte Gebiet ebenfalls sehr geläufig war, zeigte so viel Sachkenntnis und so viel Verständnis für die aufgeworfenen Fragen, daß der König, ihm mehrfach freundlich zunickend, seinen Worten lebhaft beistimmte.

Die Gräfin Danner hielt sich außerordentlich zurück, selbst wenn der König sich unmittelbar an sie wendete, wußte sie stets durch eine geschickte und ganz absichtslos erscheinende Wendung der Gräfin Stören das Wort zuzuwenden, so daß diese neben dem König immer den Mittelpunkt der Konversation bildete.

Die Stimmung wurde immer heiterer und behaglicher. Jeder aus der Gesellschaft schien alles, was ihn sonst beschäftigte, zu vergessen über den vielen neuen und inhaltvollen Gedanken, welche der König anregte und welche, obgleich sie sich immer um den einen Lieblingsgegenstand seines Studiums bewegten, doch fast alle Gebiete des menschlichen Lebens und Wissens umfaßten.

Mathilde blickte verwundert zu Friedrich auf, den sie noch niemals in großer Gesellschaft so lebhaft gesehen hatte, und wenn der König irgend einer seiner Bemerkungen Beifall spendete, wenn er ihn scherzend seinen Kollegen nannte und anerkennende Verwunderung über seine Kenntnisse und sein Verständnis ausdrückte, so leuchtete wohl freudiger Stolz in ihren Augen auf und ein glückliches Lächeln spielte um ihre Lippen. Nur der Baron zeigte während der ganzen Tafel eine gewisse Befangenheit und blickte zuweilen in ängstlicher Unruhe auf, wenn eine augenblickliche Pause in dem Gespräch eintrat.

Endlich war man bis zum



Desdemona. Gemälde von Alexander Cabanel. (S. 349.)

Deffert gekommen, die Unterhaltung hatte sich unter verschiedenen und oft ziemlich abwechselnden Themen auf demselben Gebiete bewegt.

Schon hatte Herr von Loewenstjöld seine Serviette zusammengelegt und wartete des Winkes, die Tafel aufzuheben, um den Lakaien das Zeichen zum Zurückziehen der Stühle und zum Öffnen der Thüre zu geben.

Der Baron atmete leichter auf; er schien, während seine Hand, vor Ungebuld zitternd, mit dem goldenen Deffertmesser spielte, die Sekunden zu zählen.

Da lehnte sich der König wie nachdenkend zurück. Langsam schlürfte er sein Glas alten Portweins, während sein auffallend stark gerötetes Gesicht einen fast schalkhaften Ausdruck zeigte, als ob ein heiterer, neckischer Gedanke ihn beschäftigte.

„Ich habe,“ sagte er dann, indem er die Hand mit dem halb gefüllten Glase auf den Tisch stützte, „vielfach Zweifel an meinen Gedanken gefunden, daß das Menschengeschlecht trotz seiner sozusagen mechanischen Entwicklung in dem eigentlichen Inhalt seines Lebens seit dem Altertum wenig Fortschritte gemacht habe, und vielleicht würde mein Satz noch stärkerem Widerspruch begegnet sein, wenn man mich immer nur für den einfachen Gelehrten angesehen und vergessen hätte, daß mir des Schicksals Gunst oder Ungunst eine Krone auf das Haupt gesetzt hat; eins aber ist unbestreitbar, daß nämlich der Kultus der Schönheit und die Verehrung der Frauen, welche die Priesterinnen der Schönheit in unserem irdischen Leben sind, so lange besteht, wie das Menschengeschlecht selbst, und daß die älteste wie die neueste Kunst immer in der Verherrlichung der Liebe ihre schönste Aufgabe findet; wer so viel Verständnis für die Kunstgeschichte unseres vaterländischen Altertums hat wie unser junger Freund Blomstedt, der kann auch, davon bin ich überzeugt, seinen Blick nicht verschließen vor der Schönheit, die ihm heute entgegenstrahlt, und sein Herz nicht absperrn gegen die Liebe, welche ihm aus schönen Augen winkt. Ich verstehe mich,“ fuhr er schmunzelnd fort, während der Baron entsteht umherblickte und Friedrich verwundert zuhörte, als ob er vergebens den Schlüssel zu des Königs Worten suchte, „ich verstehe mich ein wenig auf die Augensprache und bin zu dem Schluß gekommen, daß hier unter uns zwei junge Herzen schlagen, welche die Verbindung zwischen den beiden mir so wertvollen Häusern von Stören und Blomstedt noch enger und inniger zu gestalten sich sehnen. Schlagen Sie die Augen nicht nieder, Gräfin Mathilde,“ fuhr er immer heiterer fort, „solche Wünsche haben meinen vollen Beifall und ich trinke auf die baldige Erfüllung derselben!“

Mathilde hatte in der That nach einem schnellen, schüchtern fragenden Aufblick zu Friedrich hin hoch erglühend die Augen niedergeschlagen und das Haupt auf die Brust gesenkt.

Der Baron blickte ängstlich fragend auf seinen Sohn, während die Gräfin Danner, dem Beispiel des Königs folgend, ihr Glas mit den Lippen berührte, indem sie sich gegen die Gräfin Stören verneigte.

Friedrich war bei den letzten Worten des Königs, welche kein Mißverständnis mehr zuließen, totenbleich geworden; seine Lippen bebten, drohend flammten seine Augen. Er blickte zu seinem Vater hinüber, der Gedanke durchzuckte ihn, daß auch dies ein abgemachtes Spiel sei, daß der Baron den König getäuscht habe, um durch dessen Autorität seinen Willen durchzusetzen, und wilder Zorn loderte bei diesen Gedanken in ihm auf. Zugleich aber war ihm, trotz der Erregung, in welcher seine Gedanken und Empfindungen durcheinandergewogten, völlig klar, daß er zu den Worten des Königs nicht schweigen dürfe, wenn er nicht für immer seine Freiheit dahingeben wolle und daß er später nur durch einen ungeheuren Glanz seine stillschweigende Zustimmung zurückziehen könne.

„Ich bitte Eure Majestät um Verzeihung,“ rief er heftig, mit rauher Stimme und lauter, als es der Gewohnheit des Hofes entsprach, so daß der Hofmarschall von Loewenstjöld ängstlich zusammenzuckte, „ich bitte um Verzeihung, Majestät, aber der Wunsch, den Allerhöchstdieselben bei mir voraussetzen und dem Sie so gnädig Ihre Zustimmung gewähren, existiert bei mir nicht — ich verehere und bewundere die Schönheit, wo ich ihr begegne und wie sie es verdient, aber mit dieser Verehrung verbindet sich nicht die Liebe, nicht der eigensüchtige, vermessene Wunsch des Besizes. Es wäre vermessen von mir, auch nur die Möglichkeit anzunehmen, daß die Gräfin Mathilde nicht ebenso denken sollte wie ich.“

Mathilde hatte sich aufgerichtet, aus ihren Augen sprühten Blicke.

Mit bleichem Gesicht und einer vor Zorn fast erstikten Stimme sagte sie:

„Nein, bei Gott, Majestät, ich denke nicht anders als der Baron von Blomstedt — ein Wunsch, ja nur ein Gedanke, wie ihn Eure Majestät bei mir voraussetzen, liegt mir ebenso fern wie ihm!“

Die ganze Gesellschaft sah in starrem Entsetzen da. Der Baron senkte traurig das Haupt; er begriff, daß dieser Schlag alle seine Pläne vernichtete, nach diesem Glanz, der unmöglich geheim bleiben konnte, da der Hofmeister und die Lakaien die Tafel umstanden, war jede Ausgleichung unmöglich.

Der König blickte zuerst ganz starr auf Friedrich und

Mathilde — eine so schroffe Zurückweisung seiner Voraussetzung, die er doch für begründet hatte halten müssen, eine so rücksichtslose Ablehnung seines Wunsches vermochte er kaum zu fassen.

Dann aber färbte sich sein Gesicht dunkelrot; er fuhr mit der Hand einen Augenblick in seine Krawatte, als ob er sich mehr Luft schaffen wollte, und erhob sich darauf schnell, hastig seinen Stuhl zurückstoßend.

Er bot der Gräfin den Arm und führte sie in den Salon zurück.

„Es scheint,“ sagte er, heftig die Worte hervorstößend, „daß die Freundschaft der Eltern nicht auf die Kinder übergegangen ist. Die beiden jungen Leute waren ja so aufgeregt, als ob von ihrem Todesurteil die Rede gewesen wäre.“

„Sie waren nicht vorbereitet, Majestät,“ erwiderte die Gräfin; „eine so zarte Angelegenheit öffentlich behandelt zu sehen — die Ueberraschung —“

„Nun, die Ueberraschung,“ fiel der König ein, „sahen ihnen eben nicht angenehm zu sein, und ich finde, sie hätten wohl ein wenig mehr Rücksicht auf mich nehmen können.“

Die Gräfin Danner war mit dem Baron gefolgt.

„Welch ein unangenehmer Zwischenfall!“ sagte sie; „der König meinte es so gut, er glaubte, die Verbindung sei ihren Familien und auch den Beteiligten erwünscht, der König sprach noch kürzlich mit mir davon und war ganz glücklich über dies Arrangement.“

„Hätte ich nur Seiner Majestät ein Wort sagen können,“ erwiderte der Baron schmerzvoll, „jetzt ist wohl kaum in der Sache noch etwas anderes zu thun, als dafür zu sorgen, daß sie im Interesse aller Beteiligten in tiefes Geheimnis gehüllt bleibe. Ich bitte Sie inständigst, Frau Gräfin, bei Seiner Majestät dahin zu wirken, daß von allen Zeugen dieses peinlichen Vorfalls das unbedingtste Stillschweigen beobachtet werde.“

„Seien Sie unbesorgt,“ sagte die Gräfin; „kein Wort soll davon verlauten, ich werde auch dafür sorgen, daß die Dienerschaft schweigt. Ich bedaure aufrichtig, daß der bisher so heitere Tag mit einem solchen Mißklang endet, und wenn ich irgend etwas dazu thun kann, diese unglückliche Sache wieder in einen rechten Weg zurückzuführen, so zählen Sie auf mich!“

„Ich wüßte kaum, was da noch zu thun sein könnte,“ erwiderte der Baron, „und doch,“ sagte er, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, „ich nehme Ihr Anerbieten an; vielleicht werde ich mich bald an Sie wenden, vielleicht gilt es nur ein Hindernis zu beseitigen, nach dessen Entfernung sich dennoch alles nach meinem und des Königs Wunsche fügen könnte.“

„Ich erwarte Ihre Bitte, um sie zu erfüllen,“ sagte die Gräfin, indem sie den Arm des Barons losließ und an die Seite des Königs trat.

Der Kaffee wurde schnell unter peinlichem Stillschweigen serviert, das nur durch die gleichgültige Konversation unterbrochen wurde, in welcher die Gräfin Danner den König von einer Aeußerung der heftigen Erregung zurückzuhalten suchte, welche noch in seinen zuckenden Gesichtszügen sichtbar war.

Kaum hatte der König seine Tasse geleert, als er dem Herrn von Loewenstjöld einen Wink gab, die Thüre öffnen zu lassen.

Er reichte der Gräfin Danner den Arm und zog sich, nur durch eine kurze Neigung des Hauptes grüßend, ohne ein weiteres Wort des Abschiedes in seine Gemächer zurück.

Als die Thüre sich hinter dem Könige geschlossen hatte, trat die Gräfin Stören zu dem Hofmarschall und sagte:

„Ich muß Sie bitten, Herr von Loewenstjöld, mir einen Wagen zur Bahnstation zu geben, meine Anwesenheit in Kopenhagen ist unmittelbar notwendig, und ich möchte den Baron von Blomstedt nicht derangieren.“

Herr von Loewenstjöld verneigte sich und winkte einen Lakaien heran, dem er seine Befehle gab.

Der Baron trat heran.

„Ich bedaure unendlich, meine teuerste Gräfin,“ sagte er, „alles, was hier geschehen ist, aber Sie müssen anerkennen, daß ich schuldlos darin bin.“

„Gewiß, mein lieber Freund,“ sagte die Gräfin, ihm die Hand reichend, „Sie haben sich getäuscht wie ich, und vielleicht war ich schuld daran; doch nach dem, was geschehen ist, begreifen Sie, daß der Aufenthalt in Ihrem Hause für mich und meine Tochter weder angenehm noch passend ist. Haben Sie die Güte, mir mein Gepäck mit meiner Kammerjungfer nach Kopenhagen zu schicken!“

Agnes trat zu Agnes heran, welche, bleich, mit thränenenden Augen, sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

„Lebe wohl, Agnes,“ sagte er, ihre Hand an seine Lippen führend, „auf unsere Liebe kann dies alles keinen Einfluß haben; ich hoffe, daß wir bald für immer vereinigt werden mögen, vielleicht erlaubt Dein Vater, daß Du meine Mutter besuchst, damit wir uns manchmal sehen.“

Agnes neigte den Kopf, während die Thränen, die sie nicht mehr zurückzuhalten vermochte, über ihre Wangen herabrannen.

Mathilde hatte am Fenster gestanden und mit ihren blickenden Augen, in denen ebenfalls Thränen schimmerten, über den Wasserspiegel nach den blätterlosen Baumkronen

hingeblickt, auch ihr Lebensfrühling war ja plötzlich und ohne Uebergang zum dünnen und entlaubten Herbst geworden.

Sie trat rasch zu ihrer Mutter heran und flüsterte ihr mit zitternder Stimme einige Worte zu.

Die Gräfin nickte.

„Gehst Du mit uns, Agel?“ fragte sie ihren Sohn.

„Gewiß, Mama,“ erwiderte Agel.

Dann drückte er dem Baron stumm die Hand und folgte den Damen, welche schnell hinausgingen.

Der Baron verabschiedete sich von dem Hofmarschall, dem Kammerherrn von Rumohr und Fräulein von Lützen und reichte seiner Tochter den Arm.

Friedrich, der die ganze Zeit über finster in Gedanken versunken dagestanden hatte, folgte ihm.

Gisela erwiderte der Hofmarschall seinen Abschiedsgruß. Die Wagen waren vorgefahren.

Der Baron hob Agnes in die Kalesche und stieg nach ihr ein.

Er befahl dem Jäger, den Schlag zu schließen, und sagte kurz:

„Es ist besser, daß der andere Wagen nicht leer fährt.“

Friedrich stieg in den Halbwagen.

Die frühe Dunkelheit sank während der Rückfahrt herab, und als er nach Hause zurückkam, erfuhr er, daß der Baron und Agnes, welche kurz vor ihm angekommen waren, sich schon zurückgezogen hätten und den Thee in ihren Zimmern nehmen würden.

Fünftzehntes Kapitel.

Friedrich erwachte erst spät am nächsten Morgen.

Die mächtige Erquickung des vergangenen Tages, welche ihn am Abend noch lange wach gehalten hatte, um die Gedanken, welche in ihm arbeiteten, zu ordnen, spannten endlich seine Kräfte so ab, daß seine erschöpfte Natur mit der natürlichen Elastizität der Jugend in einem tiefen, langen Schlaf Erholung suchte.

Die Erinnerung an die Scene, welche gestern an der Tafel des Königs stattfand, war ihm schmerzhaft und peinlich. Wenn er auch noch von Bitterkeit und Verachtung gegen Mathilde erfüllt war, welche nach seiner Meinung ein Spiel eigensüchtiger Koketterie mit ihm gespielt hatte, so bedauerte er doch aufrichtig, seinen Vater und die Gräfin verletzt und vor allem auch Agnes und Agel gekränkt zu haben. Aber er hätte ja nicht anders handeln können, und würde er zu den Worten des Königs geschwiegen haben, so wäre das einer Proklamierung seiner Verlobung mit Mathilde gleichgekommen und jedes spätere Zurückziehen wäre dann um so auffällender und verletzender gewesen.

Am wenigsten bedauerte er bei dem ganzen Vorfall den Unwillen des Königs; diesem gegenüber hatte er ja nur von dem zweifellosesten Rechte der menschlichen Freiheit Gebrauch gemacht, und wenn infolge der königlichen Ungnade die mündliche Ernennung zum Kammerherrn keine Bethätigung finden sollte, so war ihm das nur erwünscht, da eine solche Beziehung zu dem Hof in Kopenhagen für ihn nur ein unerwünschter und lästiger Zwang gewesen wäre; aber Klarheit mußte er um jeden Preis für sich und die Seinigen schaffen, das war er ebensoviele sich selbst als auch seinem Vater und seiner Schwester schuldig. Eine scharfe Auseinandersetzung zwischen ihm und dem Baron, den er fürchten mußte, schien ihm weniger schmerzhaft, vor allem aber seiner selbst würdiger, als die dunkle Ungewißheit eines gegenseitigen Versteckspiels, welches er als eine Feigheit seinerseits und als eine Verletzung der Pflichten gegen seinen Vater, der ihm bei all seiner strengen und kalten Zurückhaltung doch stets Achtung und offenen Freimut bewiesen hatte, empfand. Er beschloß also, um völlige Klarheit über seine Lage und seine Zukunft zu gewinnen, sich mit der eigenen Selbstachtung die Achtung seines Vaters zu erhalten, welche ja nach allem auch wieder die einzig mögliche Grundlage einer späteren Veröhnung und Verständigung werden könnte, sogleich mit dem Baron zu sprechen und demselben ohne Rückhalt seine Liebe zu Mathilde zu bekennen und zugleich den festen Entschluß auszusprechen, um dieser Liebe willen allen Vorurteilen der Welt zu trotzen.

Als er, wenn auch mit bangem, klopfendem Herzen, seinen Vater aufsuchte, erfuhr er, daß der Baron früh schon ausgeritten sei.

Er empfand bei dieser Nachricht jene schmerzliche Enttäuschung, welche jedes Hindernis in der Ausführung eines heimlichen Entschlusses stets hervorruft, und suchte dafür das allezeit sicherste Gegenmittel in einer thätigen Beschäftigung, welche durch Ablenkung der Gedanken nach außen den Geist klarer und freier macht.

Er ging in die Wirtschaft hinaus.

Bei dem Anblick der dort überall herrschenden fröhlichen Arbeitsthatigkeit überschlich ihn ein wehmütiges Gefühl des Bedauerns, daß er von der ruhigen, nützlichen und fruchtbaren Thätigkeit, welche das Leben so vieler Menschen freudig ausfüllt, so verhängnisvoll abgelenkt sei.

Unwillkürlich trat ihm dabei Mathildens Bild vor die Augen, welche vor wenigen Tagen noch neben ihm gestanden und mit so viel Interesse an wirtschaftlichen Plänen und Arbeiten teilgenommen hatte.

Wein er auch in zorniger Aufwallung dies anmutige

Bild zu verschweigen suchte, so konnte er doch einen leisen Seufzer nicht zurückhalten bei dem Gedanken, wie schön und freundlich sich sein Leben hätte gestalten können, wenn eben alles anders gewesen wäre.

Der Baron von Blomstedt war früh schon aufgestanden, obgleich er einen großen Teil der Nacht schlaflos zugebracht hatte; auch er hatte sich wie sein Sohn nicht früher hingelegt, als bis er den peinlichen Ereignissen gegenüber einen festen Entschluß gefaßt hatte. So sehr auch der unangenehme Vorfall an der königlichen Tafel in Glücksburg seine Pläne und Wünsche für immer zu durchkreuzen schien, so gab er dieselben dennoch nicht auf, da er während seines ganzen Lebens gewöhnt war, alle Hindernisse und Schwierigkeiten vor seinem energischen Willen verschwinden zu sehen.

Er beschloß, vor allem das unmittelbare Hindernis, welches seinem Wunsch entgegengetreten war, um jeden Preis zu beseitigen, und er vertraute dann der Zeit und seiner eigenen Geschicklichkeit, die Dinge dennoch so zu wenden und zu führen, wie er es wünschte.

In diesem Sinn schrieb er auch ein Billet an die Gräfin Stören, in welchem er sie dringend bat, sich nicht von dem Unwillen über den allerdings so äußerst widerwärtigen Vorfall zu vollständigem Aufgeben der für ihre beiden Häuser so wichtigen Pläne bestimmen zu lassen, welche mehr bedeuten, als die launenhafte Aufwallung zweier heftigen und leidenschaftlichen jungen Leute, die vielleicht nur durch die Ueberraschung verhindert worden waren, sich zu einander zu finden.

Er bat dringend, abzuwarten und der Zeit ihr Recht zu lassen, und versicherte, daß er seinerseits alles thun werde, um die Sache wieder in das richtige Geleis zu bringen.

Er sendete diesen Brief der Gräfin durch ihre Kammerfrau, welche mit dem Gepäc der Damen zu dem ersten Morgenzuge nach der Station kam. Er sprach völlig ruhig und gleichgültig davon, daß die Gräfin durch eine plötzlich erhaltene Familiennachricht zur unmittelbaren Rückkehr nach Kopenhagen gezwungen worden sei, und sowohl die Kammerfrau als die Domestiken des Schlosses suchten bei der unbefangenen Sicherheit des Barons keinen andern Grund für die so unerwartete Abreise.

Der Baron war dann, kurz bevor Axel kam, um ihn aufzusuchen, zu Pferde gestiegen und ohne Begleitung vom Hofe fortgeritten, was auch niemand auffiel, da er in der letzten Zeit durch den Besuch verhindert war, sich um die Leitung seiner Wirtschaft zu kümmern. Er war auch in der That auf die Felder hinausgeritten und hatte sich dort eingehend von dem Fortschritt verschiedener Arbeiten überzeugt, für die er sich besonders interessirte; dann aber hatte er den Weg nach dem Forst hin eingeschlagen und war, die Landstraße vermeidend, auf Waldwegen nach dem Hause der Frau Hansen geritten.

Diese hatte ihn von ihrem Fenster aus gesehen, als er sein Pferd an einen der alten Bäume band und an dem Garten vorbei der Thüre zuschritt.

Ein höhnisches, triumphirendes Lächeln flog über ihre Lippen, als sie den Baron kommen sah.

Einen Augenblick schien sie unschlüssig, ob sie ihm ihre Thüre öffnen lassen sollte; dann aber befaß sie Metha, welche ihre Mutter traurig fragend ansah, auf ihr Zimmer zu gehen, und rief der alten Barbara, die auf dem Flur beschäftigt war, zu, dem Baron zu öffnen und ihn einzuführen.

„Der Streich hat getroffen“, flüsterte sie vor sich hin, „ich will sehen, wie die Wunde blutet, die meine rächende Hand seinem Stolz geschlagen!“

Sie zog ihr schwarzes Epheutuch wieder über ihr Gesicht zusammen, so daß kaum die höhnisch funkelnden Augen sichtbar blieben; dann erwartete sie ihn, hoch aufgerichtet, am Fenster stehend, während die alte Barbara die Thür öffnete und im nächsten Augenblick den Baron eintreten ließ.

„Ich habe weder geglaubt noch gewünscht“, sagte sie kalt, ohne die kurze Verbeugung des Barons zu erwidern, „Sie nach unserer letzten Unterredung noch einmal in meinem Hause zu sehen.“

„Und ich“, erwiderte der Baron, „wäre wahrlich nicht zu Ihnen gekommen, Madame, wenn die Veranlassung, die ich nach unserer letzten Unterredung für geordnet hielt, mich nicht durch eine unerwartete Wendung zu einem noch maligen nachdrücklichen Eingreifen gezwungen hätte, durch eine Wendung, Madame“, fügte er, hochmütig drohend, hinzu, „welche mich fast voraussehen läßt, daß Sie Ihr Versprechen, dem ich vertraute, nicht erfüllt haben.“

„Und warum?“ fragte Frau Hansen mit bitterem Hohnlachen. „Ich bin nicht so erfahren in der Täuschung des Vertrauens und in dem Bruch gegebener Versprechungen als der Baron von Blomstedt, deswegen muß ich um eine Erklärung bitten, was Sie zu Ihrer Voraussehung veranlaßt.“

„Es ist das Recht der Frauen“, erwiderte der Baron erblickend, „ungestraft beleidigen zu dürfen; ich bin nicht gekommen, um mit Worten zu spielen, sondern um diesmal ein Ende zu machen, das dann jede künftige Wiederholung meiner Besuche ausschließt.“

„Nun also?“ fragte Frau Hansen in demselben Ton spöttischer Uebertreibung, der den Baron immer mehr reizte.

„Sie haben mir versprochen, Madame“, sagte er rauh und befehlend, „die Besuche meines Sohnes in Ihrem Hause nicht mehr zu dulden. Sie hatten mir Ihr Wort gegeben, daß niemals von einer Verbindung irgend welcher Art zwischen ihm und Ihrer Tochter die Rede sein kann — nun, Madame, ich muß voraussehen, daß Sie dieses Versprechen nicht gehalten haben — ich weiß es, denn meine Jäger haben es gesehen, daß mein Sohn während der Jagd in Ihrem Hause war, und er hat sich darauf in schroffer Weise den Wünschen, die ich in Betreff seiner Zukunft begie, entgegengestellt; ich muß also annehmen, daß Sie, Ihrem Versprechen entgegen, ihn von neuem an sich gezogen und seinen knabenhaften romantischen Gefühlen Hoffnungen vorgespiegelt haben, die sich nie erfüllen können.“

„Sie haben unrecht, mein Herr“, sagte Frau Hansen, indem sie mit einer stolzen Handbewegung den Baron unterbrach, „Sie haben unrecht, Baron, das Gegenteil von dem, was Sie sagen, ist die Wahrheit. Ihr Sohn war hier, wie Sie durch Ihre Späher erfahren haben; mußte ich ihn denn nicht sehen, um ihm zu sagen, was ich Ihnen versprochen? Nun denn, ich habe ihm die bestimmte und feierliche Versicherung gegeben, daß jede Verbindung zwischen ihm und meiner Tochter unmöglich sei.“

„Und Ihre Tochter — er hat sie nicht wieder gesehen?“

„Diese Frage schon“, erwiderte Frau Hansen, „ist eine Beleidigung, mein Herr, nach dem, was wir miteinander gesprochen haben.“

„Und dann?“ fragte der Baron, indem er sich leicht, wie entschuldigend, verneigte.

„Und dann“, sagte Frau Hansen, „habe ich Ihrem Sohn ebenso bestimmt und ebenso feierlich erklärt, daß er niemals wieder mein Haus betreten dürfe.“

„Ah“, rief der Baron, „ist das wahr, das hätten Sie dennoch wirklich gethan!“

„Ich habe ihm erklärt“, erwiderte Frau Hansen, ohne den Ausruf des Barons zu beachten, „daß Sie, mein Herr, seine Besuche in meinem Hause verboten, daß es meiner unwürdig sei, einen Verkehr mit ihm gegen den Willen seines Vaters fortzusetzen, daß er deshalb meine Thür unabänderlich stets verschlossen finden werde.“

Der Baron wich vor den flammenden Blicken, welche unter dem schwarzen Schleier hervorschoßen, wie entsetzt zurück.

„O, Madame“, rief er, indem er drohend die Hand erhob, „was Sie da gethan haben, das ist teuflisch, das ist bei Gott schlimmer, als wenn Sie Ihr Wort nicht gehalten hätten. O, jetzt begreife ich seine Erbitterung, da Sie ihm gesagt haben, daß ich hier war, daß Sie auf meinen Wunsch ihm Ihr Haus verbieten mußten, jetzt stehe ich vor ihm“, sagte er, zornig die Hände ballend, „wie ein Späher, wie ein feiger Intriguant, der es nicht wagt, ihm offen entgegenzutreten. Und Mathilde“, fuhr er, halb zu sich selbst sprechend, fort, „muß er nicht glauben, daß auch sie davon weiß, ja, ja, ich begreife seine Erbitterung, seine Verachtung! O ja, Madame, ja“, rief er mit einem furchtbar zornigen Blick voll Haß und Drohung, „Sie haben Ihr Wort gehalten, wie es der Dämon der Finsternis denen hält, die ihm vertrauen, Sie haben Gift gesät zwischen mir und meinem Sohn!“

„Nun“, sagte Frau Hansen spöttisch, „wenn der Fürst der Finsternis sein Wort hält, so ist er immer noch mehr wert als die Menschen, die es brechen. Habe ich Ihr Vertrauen verlangt, haben Sie das Recht, einen Freundschaftsdienst von mir zu erwarten, ist es meine Sache, Ihre Wege vor Ihrem Sohn zu verbergen und Ihre Pläne zu befördern?“

„Nein, Madame“, sagte der Baron, der schnell seine kalte Ruhe wiedergewonnen hatte, „nein, das ist Ihre Sache nicht, aber die meine — nun denn, Sie sollen sehen, daß ich Mannes genug bin, ein Hindernis zu zerbrechen, das man tückisch meinem Willen entgegenwirft — was ich bei meinem letzten Besuch von Ihnen erbat, das verlange ich heute noch einmal — Sie werden diese Gegend verlassen, ich kaufe dies Haus, ich übernehme alle Kosten Ihres Umzuges, wohin Sie sich auch wenden wollen, und ich zahle Ihnen in zwei Jahren die Summe von dreißigtausend Thalern, wenn Sie in dieser Zeit Ihre Spur vor meinem Sohn verborgen halten. Ich glaube, das ist ein anständiges Gebot“, sagte er mit bitterem Lachen, „mit dem Sie zufrieden sein können; es ist Ihre Pflicht gegen Ihre Tochter, dasselbe anzunehmen.“

Ein lautes Hohnlachen klang unter dem Schleier hervor. „Wenn Sie mich kennen würden, mein Herr“, sagte Frau Hansen, „so würden Sie wissen, daß ich von dem Baron von Blomstedt weder ein Geschenk noch einen Kaufpreis annehme.“

„Gut denn, Madame“, rief der Baron, „Sie weisen mein Anerbieten zurück, so nehmen Sie denn den Kampf auf; seien Sie überzeugt, daß ich Sie zwingen werde, diese Gegend zu verlassen, es gibt Mittel genug, Ihnen den Aufenthalt hier unmöglich zu machen, Sie sollen es empfinden, daß der Baron von Blomstedt der erste Edelmann des Landes ist und daß das ganze Volk ringsum seinem Willen gehorcht; ich wollte Sie schonen, Ihr Trost zwingt mich, Sie zu vernichten — ich werde Ihre Besitztümer anfechten, ich werde Ihre Vergangenheit ergründen —“ Frau Hansen trat einen Schritt vor; ihre empor-

gehobene Hand zuckte, als ob sie ihren Schleier zurück-schlagen wolle, dann aber sagte sie kalt und ruhig:

„Ich nehme den Kampf auf und werde es erwarten, ob Ihre Waffen scharf genug sind, um mich zu treffen!“

„Sie sollen sie kennen lernen!“ rief der Baron drohend. „Mit Schimpf und Schande sollen Sie dies Haus verlassen und mein Sohn selbst soll erröthen, daß er jemals einen Fuß über Ihre Schwelle gesetzt hat, darauf gebe ich Ihnen mein Wort, und jedermann weiß, daß der Baron von Blomstedt seine ganze Kraft, ja sein Leben daran setzt, um sein Wort einzulösen. Sie haben die Waffen der höllischen Dämonen gegen mich gebraucht, ich werde Ihnen zeigen, daß auch ich sie zu führen verstehe — ich werde —“

Die Thür öffnete sich, an der alten Barbara vorbei trat eine in einem einfachen Morgenanzug von grauer Seide gekleidete Dame in das Zimmer.

Der Baron wendete sich um, in jähem Schreck prallte er zurück — er erkannte die Gräfin Danner.

(Fortsetzung folgt.)

Desdemona.

(Bild S. 347.)

Es wäre interessant, eine Sammlung anzulegen, in der man vergleichen könnte, wie die verschiedenen Maler und Bildhauer ein und dieselbe Figur aus einer Dichtung sich vorstellten. Man hätte da eine von den betreffenden Künstlern selbst gemalte und gemeißelte vergleichende Charakteristik ihrer Stellung in der Kunst. Die Aufgabe, welche sich der Maler in der Wiedergabe einer bedeutenden dichterischen Figur stellt, ist durchaus nicht leicht; es kommt hier besonders auf den geistigen Ausdruck an, denn der ist das vom Dichter Geschaffene und dieser muß ganz in der Eigenart, wie der Dichter dies gewollt, aus der Figur sprechen und diese als sofort erkennbares Original hinstellen. Wie viele Götchen, so sind auch schon viele Desdemonen gemalt worden; selten aber gewinnen sie dem Beschauer eine nur annähernd so tiefe Teilnahme ab, als die nur mit Worten gezeichneten in der Dichtung. Eigenartig und von besonderem poetischem Reiz ist die Desdemona, die unglückliche Gemahlin Othellos in dem gleichnamigen Trauerspiel Shakespeares, von Alexander Cabanel, die wir hier geben. Die Treue, die kindliche Reinheit und doch die volle, innig fühlende Liebesstärke eines gereizten Weibes können nicht besser veranschaulicht werden, und der Kummer der Geängstigten und Verkannten spricht aus diesem südländischen Gesicht tief zum Herzen. Der jüngst verstorbene Maler hat in diesem Bild eine seiner besten Arbeiten gegeben. Zwar fehlt ihm eine gewisse zwingende Schärfe der Charakteristik auch hier, dagegen ist dies Bild, was Idealismus der Auffassung und Stimmung anbelangt, ganz vorzüglich. Cabanel, 1823 zu Montpellier geboren, gehört zu den Malern des zweiten Kaiserreichs, deren feindurchdrachten historischen Schwung, in die Augen fallende Stoffe und glänzende Technik er glücklich vertritt.

Wildentenjagd auf der Insel Long-Point am Erie-See.

(Bild S. 354.)

Der von der Stadt Detroit an seinem Westende bis nach Buffalo an der Ostspitze über vierhundert Kilometer und durchschnittlich achtzig Kilometer breite Erie-See ist der vierte in der Reihe der fünf großen Seen, welche, mit Ausnahme des Michigan-See, auf der Grenze zwischen den Nordstaaten der Union und Britisch-Nordamerika liegen. Das südliche, durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnete Ufer des Eriesee gehört den drei Staaten Ohio, Pennsylvania und New-York und ist von Detroit bis Buffalo dicht mit einer Reihe kleiner Städte und Ortschaften besetzt, welche mit wenigen Ausnahmen, wie zum Beispiel Cleveland, Painesville, Dunkirk, ihre Entstehung meistens ihrer günstigen Lage am flügeligen, schon bewaldeten Ufer des Sees zu verdanken haben. Es sind fast durchgehends Villenstädte, deren Besitzer, wohlhabende Bewohner von New-York und anderen großen Städten des Ostens, die heißen Sommermonate daselbst zubringen. Von Buffalo bildet der Niagara die Verbindung mit dem Ontariosee, dem letzten der fünf; ziemlich in der Mitte zwischen den beiden Seen liegen die berühmten Niagarafälle.

Weniger lieblich und landschaftlich schön ist das nördliche, zu Kanada gehörende Ufer des Eriesee; es ist meistens flach und weniger bewaldet als das südliche, indes in geringer Entfernung vom See außerordentlich kultiviert und bebaut. Dieses Nordufer, namentlich der östliche Teil desselben, besitzt jedoch einen unerhörten Reichtum an Wasservögeln, besonders an wilden Enten der verschiedensten Arten. In jedem Herbst, in jedem Spätwinter erscheinen unermessliche Scharen von Wildenten in nach Tausenden zählenden Flügen, im östlichen Teile des Sees, vorzugsweise bei der Insel Long-Point, und fallen dort ein, um den im leichten Wasser auf sehr ausgedehnten Sandbänken wachenden wilden Reis zu fressen, der ihre Lieblingsnahrung zu sein scheint, denn trotz der allseitigen Nachstellungen lehnen die Enten regelmäßig in jedem Jahre zu der angegebenen Zeit zu ihren alten Futterplätzen zurück. Auch am amerikanischen Ufer erscheinen sie in gewaltigen Scharen, weil in jenem Teile des Sees dieselben Bedingungen für ihren Unterhalt vorhanden sind, wenn auch nicht in dem Maße wie längs der niedrigen, mit Rohr und Schilfgras bewachsenen Insel Long-Point, in der Nähe des kanadischen Städtchens Port Rowan. Angesichts dieses enormen Reichtums des für jeden Jäger so interessanten Geflügelwildes haben auf beiden Ufern des Sees amerikanische und kanadische Sportsmen das Schießen von wilden Enten zu ihrer Spezialität gemacht; Klubs haben sich gebildet, von denen der Long-Point-Klub einer der hervorragendsten ist. Während der letzten Jagdiaison hat der Marquis von Lansdowne, ehemaliger Generalgouverneur von Kanada, eine Einladung dieses Klubs angenommen und mehrere



E. Hopkins.

Der glückliche Nebenbuhler. Zeichnung von E. Hopkins.



Ein schwieriger Zug. Gemälde von R. Cogge.

Tage auf der Insel Long-Point zugebracht. Dieser Klub ist eine Vereinigung von Sportsmen zum Zwecke der Jagd auf Wildenten; jedes Mitglied besitzt sein eigenes, besonderes Haus auf der Insel, den gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt bildet jedoch das Klubhaus, in welchem die Jäger abends zusammenkommen, um bei einem vorzüglichen Diner die Ereignisse des Jagdtages zu besprechen. Unsere Illustration bringt in dem ersten Bildchen das Klubhaus mit seinen dicht am Ufer stehenden Hintergebäuden zur Veranschaulichung.

Zeitig, vor Tagesanbruch, brechen die Jäger nach den verschiedenen Einschlupfplätzen der Wildenten in kleinen Booten, sogenannten „Skiffs“ oder „Seelenverkaufern“ auf und verbergen sich selbst, sowie den Bug ihres Fahrzeugs mittels eines Schirms von Schilfrohr und Gras vor den weitläufigen, misstrauischen Enten. Bevor sich der Schütz in sein Versteck begibt, legt er eine Menge künstlich aus Holz angefertigter Vögel in das Wasser, deren Bemalung genau die verschiedenen Arten der Wildenten nachahmt. Wenn diese dann erscheinen, fliegen sie über das Wasser, in welchem jene Vögel ruhig schwimmen, ein oder zweimal hin, vermuten keine Gefahr mehr und fallen ruhig ein. In demselben Augenblicke muß der verborgene Schütz Feuer geben und mit Hilfe eines zweiten, bereitliegenden Gewehres gelingt es ihm schließlich, eine hübsche Schnur von erlegten Enten zusammenzubringen. Trotz des Schießens erscheinen die Vögel stets wieder auf denselben Futterplätzen, angelockt durch die bereits erwähnten, mit wildem Reis bewachsenen Flächen im seichten Wasser, so daß nicht selten große Körbe voll geschossener Wildenten eingesammelt werden können, wenn der Tag nur einigermaßen günstig gewesen.

Es ist in der That eine merkwürdige Eigentümlichkeit dieser Wildenten, mit großer Hartnäckigkeit stets wieder zu denselben Plätzen zurückzukehren, welche Plätze dessen eifrigst von den Klubmitgliedern angestrebt werden. Dieselben werden jedoch durch das Los verteilt, und jeder Jäger ist verpflichtet, genau auf seiner Station zu bleiben. Das Jagdgebiet ist so ausgedehnt, daß ein jeder hinreichend Spielraum hat.

In Nr. 2 unserer Illustration sehen wir ein Skiff, mit einem Jäger und zwei Rudern bemannt, welche den ersten noch vor Tagesanbruch nach seinem Schützplatz bringen. Nr. 3 zeigt einen mit Wasserlilien bedeckten Einschlupfplatz der Enten, einen „Pfuhl“, während Nr. 4 eine mit wildem Reis bewachsene seichte Stelle am Ufer darstellt. In Nr. 5 zeigt uns die Skizze den Marquis von Londowone hinter dem Schiffschirm, vor ihm eine Menge von Vögeln auf dem Pfuhl schwimmend.

Im Schlafwagen der Canadian-Pacific-Eisenbahn.

(Bild S. 353.)

Am 17. Februar 1881 wurde ein zwischen der kanadischen Regierung und einem Syndikat abgeschlossener Vertrag von der Regierung Englands, des Mutterlandes, genehmigt und damit der Herstellung einer direkten Schienenverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Ozean die erste Basis gegeben. Eine Staatsubvention von 25 Millionen Dollars, sowie die Abtretung von 25 Millionen Acres Landes wurden zugesichert, das Land auf zwanzig Jahre hinaus steuerfrei erklärt und für die Eisenbahn die Steuerfreiheit versprochen, bis sie 10 Prozent abwürfe. Es war eine Riesearbeit, die da unternommen wurde; die Bahn mußte drei hohe Gebirgsketten übersteigen, welche zum Teil nie vorher erschlossen waren, und auch die Präriezonen führte keineswegs über flaches Land; sie erforderte Erdarbeiten, die auf 17.000 Kubikards pro Meile veranschlagt wurden. Die ganze herzustellende Strecke wurde in sechzig Sektionen zerlegt, so daß an ebenbürtigen Abteilungen zu gleicher Zeit gearbeitet werden konnte. Am 18. Juli 1886 wurde der regelmäßige Verkehr eröffnet, fünf Jahre vor Ablauf des festgesetzten Termins — innerhalb vier Jahren waren 2200 Meilen gebaut worden!

Unsere Illustration zeigt dem Leser das Innere eines jener Schlafwagen, wie sie den Kolonisten, welche die ganze Strecke — Montreal-Banouver — befahren, zu ermäßigten Preisen eingeräumt werden. Jeder transkontinentale Zug hat vierzehn Schlafwagen und elf Ökswagen. Die „Durchschlafwagen“ haben all die Bequemlichkeiten, die bei einer Tour von fünf Tagen notwendig werden. Sie sind zu rechts und links in sechs „Sektionen“ eingeteilt, deren Söge zur Nacht in eine obere und untere Reihe von gardinengeschützten Schlafstellen umgeändert werden. An beiden Ausgängen der Waggon befinden sich Toilettenräume, wie auch ein Badelabiet. Der letzte Waggon enthält zudem noch einen teilweise offenen Raum, eine Art Veranda, der gern als Rauchzimmer benützt wird und bei günstigem Wetter prachtvolle Aussicht auf die wechselnde, hochinteressante Scenerie der 2005 englische Meilen langen Bahnstrecke gestattet.

Das Meeresleuchten.

Zur Kenntnis des Meeresleuchtens hat Dr. Bernhard Fischer in Kiel, der Begleiter von Professor Robert Koch auf dessen indischer Reise zum Studium der Cholera, neue Thatsachen ausgetan. Fischer fand zwei Spaltpilze, welche die Eigenschaft haben, Licht zu entwickeln. Den einen (er nennt ihn *Bacillus phosphorescens*) fand er im Meereswasser auf einer westindischen Reise. Er war im Stande, den Spaltpilz auf verschiedenen Arten von künstlichem Nährboden zu züchten; als bester Nährboden erwies sich gelochte Erde. Brachte er von keinen Leuchtbacillen etwas auf den Nährboden, so waren schon nach sechsunddreißig Stunden kleine grauweiße Pünktchen sichtbar. Die Kulturen dieser Spaltpilze leuchteten mit mildem leuchtendem Licht, mit einem bläulichen Schimmer, aber nur an der Oberfläche in Berührung mit der atmosphärischen Luft. Durch Einwirken von bestimmten chemischen Stoffen, wie Chlormagnesium, kann die leuchtende Kraft der Bakterien noch gesteigert werden. Eine zweite Art von lichtentwickelnden Spaltpilzen fand Dr. Fischer auf See, welche aus der Ostsee stammten.

„Einer von Beiden“.

Erzählung

von

W. von der Lauden.

(Fortsetzung und Schluß.)

Susanne hatte sich angekleidet aufs Bett geworfen, sie lauschte mit brennenden Augen und angehaltenem Atem ins Dunkel hinein, aber nichts rührte sich, und schon glaubte das Mädchen, ihre Befürchtungen seien unnötige und übertriebene gewesen, da hörte sie des Bruders Kammerthür knarren, es war, als ob jemand über die Diele schleiche und den Kopf an die Spalte ihrer Thür lege; Susanne atmete ruhig und gleichmäßig, wie im tiefsten Schlaf, ob ihr das Herz auch zum Herspringen unter dem Nieder schlug; endlich verriet ein kaum vernehmbarer Schritt ihrem scharfen Ohr, daß der Lauscher sich entfernt, aber noch wagte sie sich nicht zu rühren; erst nach einigen Minuten richtete sie sich langsam auf, tappte nach der Thür und spähte, diese behutsam öffnend, in den dunklen Flur hinaus. Alles still, nur das einsörmige Ticken der Uhr hörte man, leise trat Susanne auf die Diele und schlich nach des Bruders Kammer — auch drinnen alles todesstill, ihre Hand bebte, als sie sie auf den eisernen Drücker legte, der geräuschlos nachgab, sie trat ein und blieb dann lauschend auf der Schwelle stehen. Kein noch so leiser Atemzug verriet die Gegenwart eines Schlafenden. „Matthei!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen, „Matthei!“ Keine Antwort. „Matthei!“ rief sie lauter — niemand rührte sich. Rasch entschlossen ging sie in die Küche zurück, ergriff das Feuerzeug, zündete das Endchen Licht in dem zinnernen Leuchter an und kehrte in des Bruders Kammer zurück. Der schwache Schein erhellte den kleinen Raum genügend — er war leer, das Bett unberührt — ein Blick auf den Koffer verriet ihr, daß er von seiner Stelle gerückt sei, ihr schwindelte...

„Heiliger Gott, er ist fort — wildern, wenn er ihn trifft — wenn —“ Weiter kam sie nicht, ihre Gedanken verwirrten sich, Angst, Verzweiflung, Ratlosigkeit und der ungewisse Entschluß, irgend etwas zu thun, stritten in ihrem Kopf um die Herrschaft. Sie legte die Hand über die Stirn und suchte nach einem Ausweg aus all dem Wirrsal. Endlich hatte sie ihn gefunden; wohin der Bruder gegangen, wußte sie nicht, wo sie den Förster finden würde, das sagte ihr das Herz — an der Höllenschlucht! Dorthin also, um jeden Preis ihn warnen, ihn retten — rasch fort, ehe es zu spät war!

Sie eilte in die Vorderstube zurück, warf ein großes schwarzes Tuch über den Kopf und verließ, nachdem sie das Licht gelöscht, durch die schmale Hinterthür neben dem Herd das Häuschen; sie flog fast über die schmalen Gartenwege der Anhöhe zu, durch die Eichenheckung tiefer und tiefer hinein in den Wald, zwischen dessen Stämmen sie sich mit schlängelnder Behendigkeit hindurchwand; ihre Brust wegte, der Atem kam fast keuchend aus den halb geöffneten Lippen, es dünkte sie eine Ewigkeit, bis sie am Ziel war; endlich, endlich hörte sie das einsörmige Murmeln des Waldbaches und dann auch das immer lauter werdende Rauschen der sich überstürzenden Wassermassen an der Höllenschlucht. Einen Moment stützte sie sich ermattet an den Pfeiler des Steges, um Atem zu schöpfen. Es war eine klare, stille Herbstnacht, ein frischer Wind strich über die Kronen der Bäume und streute die ersten welken Blätter in den Strom. Susannens Augen spähten die Brücke entlang nach dem jenseitigen Ufer und wie erlöst fühlte sie sich, als sie drüben, die Arme über die Brust verschränkt, den Förster an den Stamm einer Kiefer gelehnt erblickte. Er sah regungslos vor sich nieder, nur wenn es hie oder da leise im Laub sich regte oder ein Zweig knarrte, bemerkte sie, wie er, jedesmal zusammenfahrend, aufschaute und mit vorgeneigtem Haupt lauschte.

Wie oft hatte sie ihn so stehen und hinausordern sehen in die Nacht, wie wußte sie doch genau, wen er hier erwartete und wie lange nun schon vergebens, ob sie ihm doch immer nah gewesen und ob ihr Herz oft ebenso stürmisch und verlangend gepocht wie jetzt. Was sie zurückgehalten, in diesem Augenblick wußte sie's selbst nicht, war es Stolz, war es die Liebe zum Bruder, der in dem Förster seinen ärgsten Feind sah, war es Zweifel, ob er es wirklich treu und ehrlich mit ihr meine, sie konnte sich keine Rechenschaft darüber geben.

Durch die lautlose Stille der Nacht ertönte ein Schuß und gleich darauf noch einer. Das Mädchen schnellte empor, aber auch Ehler war aus seiner Lethargie erwacht, er richtete sich auf und schickte sich an, die Brücke zu überschreiten, der Richtung des Schusses zu folgen — der Schuß konnte nicht weit sein.

Susannens Selbstbeherrschung war am Ende, sie fühlte nur das eine: der, den sie liebte, war in Gefahr, sie mußte, sie wollte ihn retten um jeden Preis. Wie ein geschwehrt Reh sprang sie über den Steg; ehe Heinrich noch die Mitte desselben erreicht, war sie an seiner Seite angelangt und mit dem Ruf: „Um Gottes willen, Förster,

nicht weiter! Ich beschwöre Euch, bleibt!“ stürzte sie vor ihm auf die Kniee.

Der Angerufene prallte zurück; er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, die mit dem Ausdruck von Schreck und Entsetzen auf den bleichen, verstörten Zügen des vor ihm liegenden Mädchens ruhten, das, vergebens nach Worten ringend, stehend die Hände zu ihm emporhob.

„Susanne — Du — Du?“ kam es dann endlich mühsam über seine Lippen. „Was ist Dir? Was führt Dich hieher?“

„Die Angst um Euer Leben. O, geht zurück, Heinrich, geht zurück; ich weiß es, er haßt Euch, er würde Euer nicht schonen!“

Sie lag noch immer auf der Erde und ihre schwarzen, feurigen Augen hingen mit beschwörendem, flehendem Ausdruck an seinem Antlitz. Die halbe Sichel des Mondes trat jetzt hinter den Bäumen hervor und der bleiche Strahl fiel auf die edlen Züge des Weibes; dem Förster schwindelte; die so lange gewaltsam zurückgedrängte Glut der Leidenschaft, die ganze Nacht heiß empfundener Liebe, die sein Herz durchbebt, brach hervor, wortlos beugte er sich zu dem Mädchen herab und hob es mit starkem Arme empor an seine Brust.

„Susi — Susi!“

Das war alles, was er endlich kaum hörbar mit bebender Stimme hervorbrachte und sie, die Trostige, die Wilde, lehnte ihr Haupt sanft an seine Schulter und schlang unter krampfhaftem Schluchzen die Arme um seinen Nacken. Aber all die Seligkeit dieses Augenblicks vermochte sie nicht lange über die Gefahr hinwegzutäuschen, in welcher der Geliebte schwebte; rasch richtete sie sich aus den sie umfangenden Armen auf, und das wirre Haar aus der Stirn streichend, flüsterte sie:

„Komm, Heinrich, folge mir rasch.“

Er fühlte sich am Arm fortgezogen und ganz übermannt von dem eben Erlebten, ja über die ihm drohende Gefahr noch im unklaren, folgte er ihr willenlos; sie führte ihn wohl zwanzig Schritte von der Brücke weg, am Strom entlang, bis zu einer von Wacholderbüschen umgebenen und fast verdeckten kesselartigen Vertiefung beträchtlichen Umfangs; allerlei wildes Gestrüpp und Brombeerranken versperrten ihnen den Zugang, aber Susanne wußte geschickt mit kräftigen Armen jedes Hindernis zu beseitigen und sprang gewandt dem Förster voran in die nur wenige Fuß tiefe Höhlung, Heinrich folgte ihrem Beispiel und die Sträucher schlugen hinter ihm zusammen. Doch nun machte die durch Angst, Aufregung und den raschen Lauf hervorgerufene körperliche Ermattung ihre Rechte geltend, Susanne brach erschöpft auf dem weichen Moosgrund zusammen; Ehler kniete an ihrer Seite nieder, er stützte sie mit seinem Arm und beugte sich herab, zum erstenmal einen langen, heißen Kuß auf ihre Lippen drückend.

„Susi, Susi!“

Sie schlug die schwarzen Wimpern zu ihm auf und lächelte still und hatte nichts dagegen, daß er sie sanft aufrichtete, sie mit seinem Arm stützte und ihren Kopf dann zärtlich und sorgsam an seine Brust bethete.

„Wie ist das nur alles so mit einemmal gekommen, Mädchen?“ fragte der Förster nach einer kleinen Pause. „Bist mir wohl gut, was? Und hast doch gesagt, Du haßest und verabscheust mich?“

„Ich hab' Euch auch nicht gern haben wollen,“ entgegnete Susanne zögernd, „und hab' auch nicht gewußt, wie lieb ich Euch hab', bis da, wo ich meinte, es sei um Euer Leben geschehen. Der Matthei —“

Sie stockte und eine Blutwelle stieg ihr in die Wangen.

„Aha, ich verstehe, Matthei kann's nicht vergessen, was ihm geschehen,“ antwortete Ehler, „und heut ist er zum erstenmal wieder ausgezogen, sein sauberes Handwerk zu treiben. Na, laß nur gut sein, Susi, es wird nichts so heiß gegessen, wie's gekocht ist, und sein Zorn wird sich schon geben.“

Das Mädchen schüttelte ungläubig den Kopf.

„Ihr kennt ihn nicht, wie ich ihn kenne, so etwas vergißt er nie.“

„Mag's sein wie's will,“ rief Ehler dagegen, fast übermütig, „ich bin's zufrieden, denn ohne des Matthei Hut hättest Du nimmer den Weg zu mir gefunden, Du herzerliebste Dirn.“

Und aufs neue schlang er den Arm fester um sie und küßte sie heiß und innig. Susanne erwiderte seine Liebesungen zärtlich und hingebend. Sie war so liebearm durchs Leben gegangen und ihr warmes, leidenschaftliches Herz hatte sich unbewußt so nach Liebe gesehnt, daß dies Glück wie ein Rausch über sie kam, dem sie sich nun willenlos überließ, ohne zu denken, ohne zu klügeln. Hand in Hand saßen sie auf dem weichen Moosgrund und erzählten in ihrer schlichten, treuerzigen Weise einer dem andern, was ihnen das Herz bewegte.

„Wie soll ich's Dir nur danken,“ sagte Ehler, indem er ihr das schwarze Haar streichelte, „Du meine liebe, trostige Susi!“

Ein Knacken in den Zweigen, ein kaum hörbares Rascheln im Laub ließ das Mädchen erschreckt zusammenfahren und lauschend den Kopf heben. Sie stand auf, bog vorsichtig die Ginsterbüsche auseinander und spähte nach der Brücke hinüber, der Förster that daselbe und

beide gewahrten zwei Männer, die mit vieler Anstrengung einen kräftigen Hirsch fortzuschaffen bemüht waren. Auf den ersten Blick hatte Susanne Matthias und seinen Gefährten erkannt, einen der kühnsten und verwegenen Jäger der Gegend, der erst vor kurzem aus dem Zuchthaus entlassen war.

Der Förster griff unwillkürlich nach seiner Büchse, die noch im Moose lag, und versuchte, sich durch das wirre Gerank der Sträucher Bahn zu brechen, aber plötzlich fühlte er sich hinterrücks von zwei kräftigen Armen umschlungen und Susanne flüsterte bittend in sein Ohr:

„Geh nicht, Heinrich, geh nicht!“

Mit einem Ruck suchte Ehlert sich loszumachen und seine Stimme klang fest und bestimmt, als er antwortete: „Gib mich frei, Susanne, ich bin kein Feigling und muß meine Pflicht thun.“

Da packte aufs neue entsetzende Angst das Mädchen, und was sie gethan, um den Geliebten zu retten, erschien ihr mit einemmal als ein hinterlistiger Verrat an dem Bruder, der durch sie nun dem Verderben oder dem Verbrechen in die Arme getrieben wurde. Mit der Kraft einer Verzweifelten hing sie sich an des Försters Hals, daß er unsäglich war, einen Schritt, eine Bewegung zu machen; fester und fester umschloß ihn ihre Arme und fast keuchend kam der Atem aus ihrer in maßloser, tiefster Erregung wogenden Brust.

„Nein, ich laß Dich nicht, ich kann Dich nicht lassen, Heinrich; hab doch Erbarmen, ihr zwei, Du und er, ihr dürft euch nichts anthun, ich leid's nicht. Heinrich, Heinrich, Du sagst ja, Du bist mir gut und er ist doch mein Bruder, hörst Du, mein Bruder!“

Sie neigte sich, während sie sprach, dicht zu ihm, die letzten Worte kamen kaum hörbar über ihre Lippen und wie ermattet sank dann ihr Haupt langsam zurück, während ihre Arme noch immer den Geliebten umschlungen hielten.

Des Försters Widerstand war gebrochen, starr, unfähig, einen Ton hervorzubringen, ruhten seine Augen in den ihren, Leichenblässe überzog sein frisches, männliches Antlitz und wie von einem innerlichen Schauer erbebt die heße Gestalt.

„Dein Bruder,“ wiederholte er endlich, „Dein — Bruder!“

Es folgte ein minutenlanges Schweigen, Susanne wandte langsam den Kopf — die Brücke war leer — die Wilderer verschwunden — ihre Arme lösten sich, Ehlert war frei; er hatte ihre Bewegung wohl bemerkt und es überkam ihn wie Zorn, daß er sich durch ein Weib hatte zurückhalten lassen von dem, was seine Schuldigkeit war. Dieser Zorn machte ihn ungerecht gegen die Geliebte, festen Griff umspannte er ihr Handgelenk.

„Dirne,“ rief er mit mühsam unterdrückter Heftigkeit, „Dirne, treibst Du etwa ein falsches Spiel mit meinem ehrlichen Vertrauen und meiner närrischen, übergroßen Lieb' zu Dir? Bist etwa nur gekommen, dem andern freie Bahn zu machen?“

Das beleidigte Weib richtete sich hoch auf und ein Blick unsäglichlicher Verachtung traf den Sprecher.

„D, wie schlecht!“ Das war alles, was sie ihm antwortete, dabei entriß sie ihm ihre Hand und wandte sich ohne eine Verteidigung, ohne noch eine Silbe zu sprechen, zum Gehen, aber auch Ehlert war schon wieder zum Bewußtsein dessen gekommen, was er gesagt und wie schwer er Susanne gekränkt hatte.

„Vergib mir, Susi,“ rief er, sie mit liebevoller Gewalt in seine Arme ziehend, „vergib mir, ich bin ein schlechter, miserabler Kerl, daß ich solche Worte aussprechen konnte, aber mir ist alles wie toll und verwirrt im Kopf, ich weiß ja gar nicht, was ich rede und thu.“ O Du liebes, treues Geschöpf, vergib mir; sieh, ich kann nicht mehr sein ohne Dich, ich bin Dir ja so über die Maßen gut, ich will alles thun, was Du verlangst, nur eins nicht, was gegen meine Ehr', mein Gewissen, meine Schuldigkeit geht — das, Susi, das verlang nicht wieder von mir, das kann ich nicht — darauf hab' ich meinen Eid geleistet.“

„Du hast mir bitter weh gethan mit Deinen Worten, Heinrich,“ antwortete Susanne, „und ich meine, wenn man einen so recht von Herzen lieb hat, da kann man gar nicht so schlechte Gedanken von ihm haben, aber ich weiß auch, daß Du sonst allerweil ein guter, braver Mensch gewesen bist und daß Du kein falsches Spiel treiben würdest mit einer armen, verlassenem Dirn, und so will ich Dir denn glauben, daß Du's nicht gar so schlimm gemeint hast, wie Du gesagt, und ich will Dich auch um nichts bitten, was gegen Deinen Eid geht, nur um eins bitt' ich Dich — schone meines Bruders Leben, schief nicht auf ihn, und nicht wahr, das geht nicht wider Dein Gewissen?“

Der Förster sah eine Minute ernst und schweigend zu Boden, dann streckte er dem Mädchen die Hand hin.

„Topp, Susi,“ sagte er, „schlag ein und ich verspreche Dir mit meinem Ehrenwort, daß ich diese meine Hand nicht aufheben will gegen Deinen Bruder — aber weiter verspreche ich nichts, merk's Dir, nichts. Bist Du damit zufrieden?“

„Ich hab' immer gewußt, daß die Lieb' zwischen uns zu keinem guten End' kommen kann,“ antwortete sie mit einer Trauer in ihrer Stimme, die ihn bei ihrem trostigen und leidenschaftlichen Wejen ganz seltsam berührte.

„Warum nicht, Susi?“ sagte er sanft; „sprich nicht so, das geht mir ans Herz. Wenn wir nur einander treu sind — 's ist noch lange nicht aller Tage Abend.“

Sie legte die Arme um seinen Hals und brach in ein heftiges Weinen aus.

„Weil ich Dich lieb' und ihn, weil ich euch beiden gut bin und weil ihr zwei nimmer einig und in Frieden leben könnt. Ich kenn' den Matthias und ich kenn' Dich: Du bist der Förster und er ist ein Wilddieb, wie soll das ausgehen? Und ich steh' zwischen euch beiden und das drückt mir 's Herz ab.“

Ehlert suchte das Mädchen zu trösten und zu beruhigen. Arm in Arm traten sie endlich den Heimweg an und erst am Anfang der Dorfstraße schloß der Förster die Liebste zum letztenmal in seine Arme, dann trennten sie sich.

In ernste Gedanken verloren, schritt Ehlert nach seinem Gehöft zurück, in fieberhafter Hast eilte Susanne nach ihrer Hütte, schlüpfte durch die kleine Pforte und lauschte, ehe sie sich niederlegte, an des Bruders Thür. Ein leiser, schnarchender Ton bestätigte ihr, was das geschlossene Kammerfenster ihr schon verraten, Matthias war zurückgekehrt und schlief. Behutsam öffnete sie nun die Thür zum Vorzimmer und warf sich todesmatt, das Herz voll Glück und Bangigkeit, auf ihr ärmliches Lager.

„Lieber Herrgott,“ betete sie, die Hände faltend, „du hast uns nun doch zusammengeführt, nimm ihn in deinen Schutz, meinen Liebsten, laß alles gut werden und wende du des Matthias Sinn zum Besseren um unser aller willen, du allein kannst es! Amen!“

IV.

Wenn des Försters Wesen schon vorher eine Veränderung gezeigt hatte, so war dies seit dem gestrigen Abend noch mehr der Fall. Als er nach kurzem, tiefem Schlummer sich frühzeitig erhob und zum Morgenkaffee in die freundliche Wohnstube trat, durch deren blank gepuhte Fensterscheiben die Strahlen der Herbstsonne hereinleuchteten, in deren Schein Hühnerhund und Dackel sich behaglich streckten und dehnten, war es dem jungen Mann, als sei er aus einem aufregenden Traume erwacht und in die Wirklichkeit zurückgekehrt. Er setzte sich an den Tisch, und während er aß, das einfache Frühstück zu verzehren, traten die Erlebnisse der letzten Nacht nach und nach mit immer größerer Klarheit und Bestimmtheit vor seine Seele und ein Gefühl unendlichen Glückes erfüllte seine Brust. Susanne war sein, sie liebte ihn wie er sie, seine Arme hatten das geliebte Mädchen umfassen, er hatte ihre warmen, weichen Lippen küssen dürfen... So arm, so gering sie war, so trostig und herb ihr Wesen, er kannte sie von Jugend auf, er wußte, sie hatte ein treues, starkes Herz und einen geraden, offenen Sinn, frei von aller Falschheit; sie folgte dem Mann, den sie liebte, durch Glend und Net, ja in den Tod, wenn es sein mußte, aber keine Macht der Welt würde sie gezwungen haben, einem, für den ihr Herz nicht sprach, auch nur die Hand zum Gruß zu reichen. Ein stolzes Lächeln spielte um seine Lippen, und dies Mädchen war sein, ihre Liebe hatte er sich erworben. Sie hatten sich gefunden, weil ihr innerstes Wesen sie zu einander zog, und er fühlte es deutlich, daß es auf der ganzen Welt kein zweites Weib gab, das er je so lieben könnte, wie die schwarze Susi!

Und doch wurde ihm das Herz schwer, wurden seine Züge allmählich ernst und bekümmert.

Daß Susanne Raspe die Kermise im Dorf war, daß die reichen, hochmütigen Bauern seine Braut über die Achseln ansehnen, daß die Leute sie in ihrer Thorheit wie eine „Schwarzfäulsterin“ fürchteten, das hatte ihn wenig gekümmert; er kannte auch so viel von den Menschen, um zu wissen, daß sie sich bald genug in das Unabänderliche fügen, sich daran gewöhnen, und er war der Mann, seinem Weibe Achtung zu verschaffen. Aber konnte er, der königliche Beamte, der Förster, die Schwester des berüchtigten Wilddiebes in sein Haus führen, ohne sich seinen Vergehens gegenüber in eine schiefe Stellung zu bringen? Würde es nicht bald genug heißen, er sähe dem Matthias Raspe „durch die Finger“? Und wenn er mit ihm that wie mit jedem andern Wildfrevler, welche Kummernis mußte dann seinem Weibe daraus erwachsen? Wie ein undurchdringlicher Schatten legten sich diese Erwägungen über das erste freudige Bewußtsein seines jungen Glückes.

Es duldete ihn nicht länger in dem engen Raum, hinaus mußte er, hinaus in den Forst, seinen liebsten, vertrautesten Aufenthalt. Er drückte den Jägerhut auf das volle, dunkelblonde Haargelock, pfliff seinen Hund und schritt dem Walde zu.

Der frische Morgenwind that ihm wohl, Ehlert atmete, wie von einem drückenden Alp befreit, auf. Auf dem Grabenrand, der den Wald von den Aedern der Bauern trennte, machte er Halt und ließ seinen Blick über das friedliche Bild schweifen, das sich da vor ihm ausbreitete. Ein strahlend blauer Himmel wölbte sich über die Landschaft, das Laub der Obstbäume im Dorf schimmerte in den leuchtenden Farben des Herbstes, Rauch stieg hier und da aus den Schornsteinen auf und lange weiße Fäden, die letzten Abschiedsgrüße des geschiedenen Sommers, zogen über die kahlen Stoppelfelder durch die klare, durchsichtige Luft.

Des Försters Augen suchten die kleine Hütte am Berg abhang, von wo in einformigem Klang das Hämmern des Schmieds zu ihm herüberdrönte. Dort wohnte sie, seine Susi, sein liebes, mutiges Mädel. Ob sie seiner auch wohl gerade gedachte, wie er ihrer? O gewiß, sie dachte an ihn, liebend und vertrauensvoll. Er richtete sich stramm auf und blickte entschlossen um sich. Ja, er liebte seinen Beruf, liebte seinen Wald, sein stilles, behagliches Heim und er wußte, daß eine Zeit des Ringens und Sorgens für ihn andrehen würde, wenn er den Gedanken ausführte, der sich ihm immer und immer wieder aufdrängte, wenn er in die Fremde ging, aber gleichviel, höher als alles stand ihm sein Manneswort, und das wollte er einlösen rechtlich und ehrlich, wie sich's gehört, wenn's auch nicht eben leicht war. 's ist doch ein eigen Ding um die Heimatliebe! Ward's ihm nicht ordentlich weich dabei im Herzen und feucht in den Augen? Aber es währte nicht lange, denn er sah die Susi im Graben entlang just auf sich zukommen und die Liebe zu ihr füllte doch zumeist sein ganzes Denken und Empfinden aus.

Das Mädchen hatte ihn noch nicht bemerkt; es bückte sich hier und da nach einem Kraut, einer Pflanze. Ehlert entging es nicht, weil sauberer und abreiter als sonst sah sie aus. Statt des schlechten roten Wollentuches kreuzte sich ein solches von weißem, glänzendem Linnen über der vollen Brust und die reichen schwarzen Haare lagen in hoher Flechtentzrone über der Stirn. Ein wohlgefälliges, freudiges Lächeln stahl sich über seine Züge und seine Augen folgten unverwandt jeder raschen, gewandten Bewegung der Geliebten. Jetzt hatte der Tadel die Näherkommende bemerkt und sprang ihr bellend entgegen. Susanne sah überrascht auf und in demselben Moment tönte auch schon Ehlerts frische Stimme mit einem fröhlichen „Grüß Gott, Susi!“ an ihr Ohr.

Eine seine Röte stieg ihr in die Wangen und verließ dem leichtgebräunten Antlitz einen besonderen Reiz.

„Grüß Gott!“ gab sie zurück, die schönen, strahlenden Augen mit flüchtigem Blick zu ihm erhebend.

Ehlert streckte ihr die Hand hin, sie zögerte, die ihre hineinzulegen.

„Nun, Susanne, nicht einmal einen Händedruck hast Du für Deinen Schatz übrig?“ fragte er neckend. „Komm ein Stückchen mit mir in den Wald!“

„Ich weiß wohl, Heinrich,“ antwortete das Mädchen, „Ihr seid brav und ehrlich und werdet mir das Wort nicht brechen, das Ihr mir heute in der Nacht gegeben, ich glaub' auch, daß Ihr mich lieb habt, wiewohl ich's nicht recht verstehe, und ich — nun, ich bin Euch von Herzen gut, ich häng' an Euch mehr wie an meinem Leben, aber doch halb grad dünkt Ihr mein Schatz nicht sein; die Leute im Dorf würden ja hinter Euch her spotten und dann — 's ist auch wegen des Matthias,“ setzte sie zögernd hinzu. „Glaubt mir's, ich bin Euch nicht gram d'rum, ich geb' Euch Euer Wort zurück; der Bruder und ich, wir wollen fort von hier, weit fort, Ihr werdet Euch, wenn Ihr mich nur erst eine Weile nicht gesehen habt, hineinsinden und hernach, wenn Ihr eine andere zum Weib genommen habt, selbst einsehen, wie gut ich's mit Euch im Sinn gehabt.“

Sie konnte nicht weiter sprechen und ob sie den Kopf auch zur Seite wandte, Ehlert sah doch die verräterischen Tropfen, die sich durch ihre Wimpern drängten.

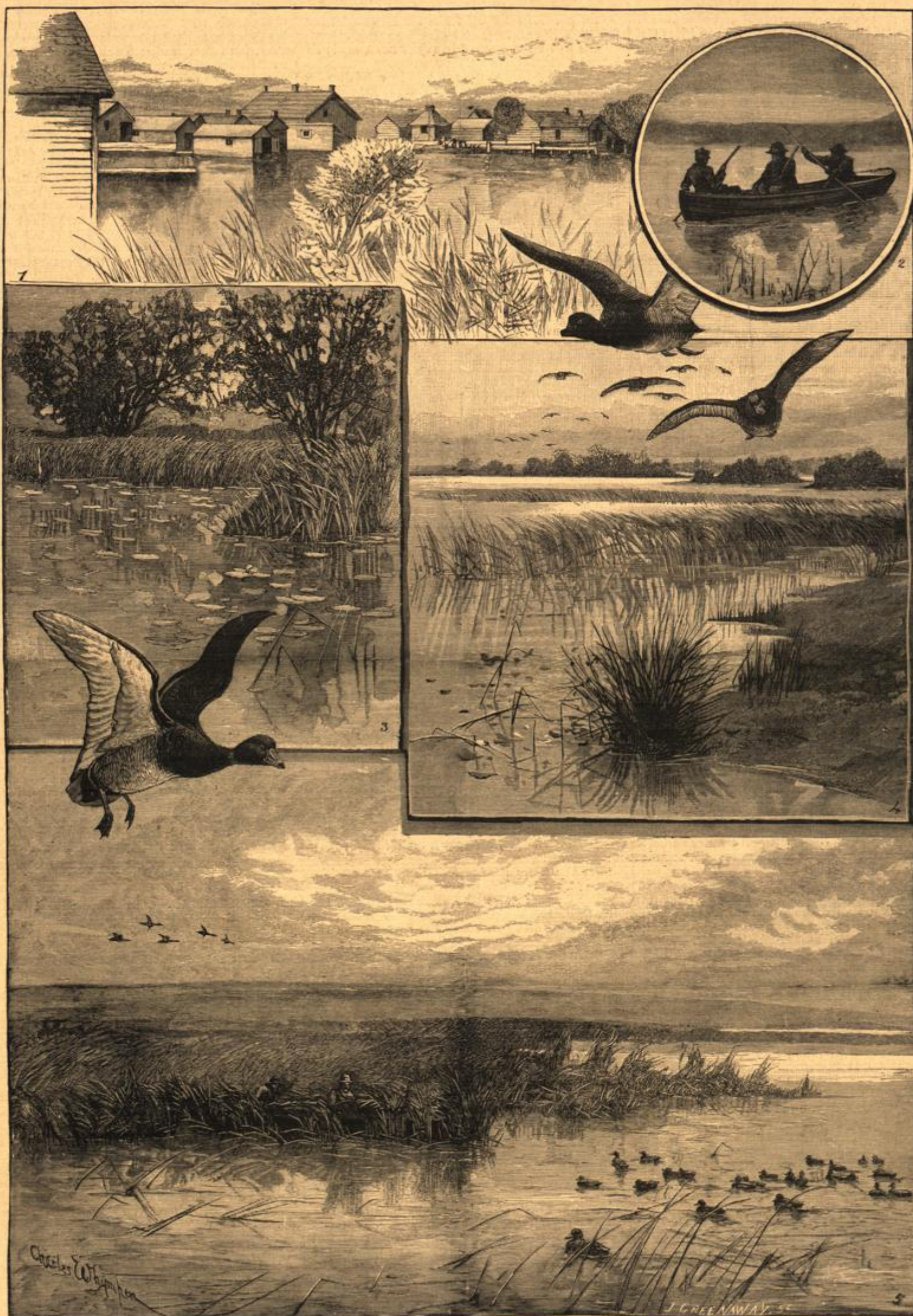
„Und Du, Susi, und Du?“ fragte er, kaum fähig, sich noch länger zu beherrschen.

„Ich?“ Sie zuckte mit einem halb verächtlichen, halb mitleidigen Lächeln die Schultern. „Ich werd' bei meinem Bruder bleiben und alle Tag' daran denken und dem Herrgott dafür danken, daß ein so braver und angesehener Bursch wie Ihr mich lieb gehabt und mich zu meinem Weib hat nehmen wollen, wenn ich auch die Kermise und Verachtete im ganzen Dorfe war.“

„Susi, Susi, nein, er hat's nicht nur gewollt, er that's auch, und wenn die ganze Welt und Du selbst tausendmal ‚Nein‘ sagtest, denn ein besseres, lieberes Weib find' ich auf der Erde nicht als Dich, Du herzeizigste Dirn' Du!“ Und ehe das Mädchen es hindern konnte, umfing er sie und drückte sie fest an seine Brust. Dann, den Arm um ihre Hüfte legend, führte er die sich sanft Sträubende tiefer in den Wald hinein. Hier unter dem leise rauschenden Laubdach beichtete Susanne dem Geliebten, wie ihr erst heute morgen all diese Gedanken und der Entschluß gekommen, und hier war es, wo er, ihr letztes Weigern überwindend, aufs neue ihr „Ja“ und das Versprechen der Treue von ihren Lippen küßte.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als die beiden sich trennten und Susanne rasch der Stadt zuschritt. Ehlert hatte ihr noch ein Stück Wegs das Geleit gegeben und den Leuten, die ihnen begegneten, ganz frei und fast übermütig einen „Guten Morgen!“ geboten; die blieben freilich stehen, wenn das Paar vorbei war, schüttelten verwundert die Köpfe und meinten, es sei doch seltsam, daß der „Herr Förster“ mit der „schwarzen Susanne“ ganz ohne Scheu vor allen Menschen auf der Landstraße einher-spazierte.

„So, meine Dirn, nun behüt Dich Gott!“ sagte er beim Scheiden, ihre beiden Hände fassend, „frag mich jezt nicht, was ich im Sinn hab' und wie ich's zu Ende bringen will; glaub mir nur, daß es gut wird für Dich und mich und, wie ich hoffe, für noch einen.“



1. Das Klubhaus auf Long-Point. — 2. Frühzeitiger Ausbruch zur Jagd. — 3. Ein mit Wasserlilien bedeckter „Pfad“. — 4. Eine mit wildem Reis bewachsene Sandbank. — 5. Marquis von Lansdowne über Ladenten schießend.

Wildentenjagd auf der Insel Long-Point am Eriesee. Zeichnung von Charles Whymper. (S. 349.)



Inneres eines Schlafwagens der Canadian-Pacificbahn. Zeichnung von Melton Prior. (S. 352.)

Sein Entschluß stand fest; in den nächsten Tagen wollte er zur Stadt und dem Oberforstmeister sein Entlassungsgesuch einreichen.

„Leicht ist's nicht,“ murmelte er vor sich hin, „aber besser in Arbeit und Dürftigkeit ein ehrlicher Kerl sein, der sein Wort hält, als in Wohlstand und Ansehen sich vor sich selbst schämen müssen. So thu' ich gegen den König, gegen unseren Herrgott und gegen mein Mädel, was meine Schuldigkeit ist, und das ist die Hauptsache; nur die paar Wochen noch; doch da wird die Susi schon dafür sorgen, daß er's nicht zu bunt treibt.“

Zwei Wochen später, ein grauer, nebeliger Nachmittags war's, da kam der Förster, kreuz und quer durch den Wald streifend, zur Höllenschlucht. Der Wind schüttelte die Kronen der alten Kiefern, daß sie ächzten, das dunkle Wasser im Waldbach rauschte unheimlicher denn je und ein feiner Sprühregen fing an herabzurieseln, die ganze Gegend zeigte öde, schaurige Herbsteseinsamkeit.

Auch Ehlerl fühlte ein Unbehagen und schickte sich eben zum Heimweg an, als ein leises Pfeifen sein Ohr traf; lauschend blieb er stehen — noch einmal hörte er denselben Ton — und noch einmal.

Er trat hinter die alte Kiefer, von der verdeckt er in jener Sommernacht Susanne zum erstenmal hatte über die Brücke kommen sehen. Unwillkürlich wurde die Erinnerung an jenes Ereignis in ihm wachgerufen, aber es blieb ihm keine Zeit, derselben nachzuhängen, denn schon erschien am jenseitigen Ufer des Baches die hohe, kräftige Gestalt des Matthias Raspe, die Büchse über der Schulter, das Weidmesser im Gürtel. Vorsichtig spähte er nach allen Seiten, lauschte mit vorgebeugtem Oberkörper und zog sich dann, als alles still blieb, langsam wieder in den Wald zurück.

Ehlerl's Herz pochte stürmisch, eine wilde, angstvolle Aufregung überkam ihn. Ihr Bruder! Unseliges Geschick, das ihm immer gerade diesen Wilderer in den Weg trieb! Einen Augenblick schwankte er, ob er gehen oder bleiben sollte; als aber Matthias jetzt wieder zum Vorschein kam, einen an den Läufern zusammengebundenen Rehböck auf dem Nacken, mit dem er der Brücke zustrebte, da wußte er, was seine Pflicht war, und ohne Zaudern trat er hinter dem Baum hervor, dem Wilddieb entgegen. Dieser erkannte ihn sofort und warf ihm einen Blick tödlichen Hasses zu; im Nu hatte er den Rehböck von den Schultern gleiten lassen und erwartete, die Hand am Messer, mit funkelnden Augen das Näherkommen des andern.

„Laßt Euer Messer stecken, Matthias Raspe, und gebt Eure Büchse ab,“ sagte Ehlerl, leichenblau vor innerer Erregung, aber furchtlos dem Wilderer ins Auge sehend.

„Hm — verläufig hätte ich erst noch ein Wort mit Euch zu reden, Herr Förster, von wegen unseres letzten Zusammentreffens — Ihr wißt schon — drunten im Bühler Forst,“ rief Matthias herausfordernd, „und wenn Ihr meint, ich ließe mich hier so ohne weiteres wie ein dummer Junge bei der Hand nehmen und runter führen zum Büttel, da will ich Euch nur sagen: Ihr habt Euch ganz verdammt verrechnet.“

Bei diesen Worten riß er sein Messer aus dem Gürtel und stürzte sich auf Ehlerl; dieser mochte etwas Ähnliches erwartet haben, mit raschem, kräftigem Griff umspannte er das Handgelenk seines Gegners, als dieser die scharfe Klinge gegen ihn zückte. Matthias stieß ein gurgelndes Wutgeschrei aus, er hatte die Kraft und Gewandtheit des Försters unterschätzt; bald sah er sich gegen das Geländer der Brücke gedrängt, das unter dem heftigen Anprall krachend wankte, trotzdem gelang es ihm, seine Hand zu befreien und die scharfe Waffe mit blitzartiger Schnelligkeit Ehlerl in die Schulter zu stoßen. Der Getroffene stöhnte laut auf; aber mit einem gewaltigen Stoß warf er den gefährlichen Feind zurück, daß dieser, auf den nassen, schlüpfrigen Brettern der Brücke ausgleitend, hinfiel, mit einem festen Ruck zog er dann das Messer aus der Wunde und schleuderte es weit fort in den Strom. Doch Matthias Raspe war schon wieder auf den Füßen, die Büchse von der Schulter reißend und auf den Förster anlegen war das Werk eines Augenblicks.

„Seht den Hahn in Ruh', ergebt Euch!“ rief Ehlerl mit fester Stimme.

Ein wildes Hohngelächter war die Antwort — ein Schuß krachte, ein dumpfes, schmerzvolles Röcheln war hörbar, dann ein Geräusch, als ob ein schwerer Körper niederstürzte, und als der Pulverdampf sich verzogen, wälzte sich der Wilderer, blutüberströmt, in heftigen Zuckungen am Boden.

Ehlerl aber lehnte, von Schreck und Entsetzen gelähmt, am Brückengeländer, unfähig, zu begreifen, wie sich das kaum Glaubliche vollzogen. Der Anblick des Verwundeten, der beide Hände krampfhaft auf die Brust drückte und von dessen bleichen Lippen sich ein angstvolles Stöhnen rang, gab ihm seine Fassung wieder und ließ ihn die eigenen Schmerzen vergessen; er trat auf Matthias zu und kniete neben ihm nieder. Der Schuß war mitten durch die Brust gegangen; ein Blick in die schon halb gebrochenen starren Augen sagte ihm, daß er nichts mehr helfen könne. Mit großer Anstrengung, da ihm nur der eine Arm in voller Kraft zu Gebote stand, versuchte er den schweren Oberkörper des Sterbenden aufzurichten und lehnte das

Haupt sanft an seine Brust; die edlen, trohigen Züge des Wilderers erinnerten ihn an Susanne und um ihrerwillen hätte er, ach wie gerne, dies rasch entfliehende Leben zurückgehalten.

„Raspe,“ sagte er bewegt, sich an das Ohr des Vurschen neigend, „wie fühlt Ihr Euch?“

„Aus ist's!“ kam es kaum hörbar von seinen Lippen.

„Ich war's nicht, Matthias,“ flüsterte Ehlerl; „die Kugel war eher für mich bestimmt wie für Euch, meine ich.“

Der andere schüttelte kaum merklich den Kopf.

„O nein — die war gut gezielt — just als ich den Finger am Hahn rühren wollte — noch einen Augenblick, dann läßt Ihr jetzt hier an meiner Statt.“

Der Förster konnte sich eines leisen Schauers nicht erwehren; es ist doch was eigenes um Leben und Sterben und man fühlt erst, wie lieb man das Dasein hat, wenn der Fittich des Todes, der auch über uns geschwebt, einen andern, frisch und kräftig wie wir, vor unseren Augen dahinrafft. Mit zitternden Fingern wollte er die Knöpfe der Joppe öffnen und tastete nach der Wunde — Matthias wehrte ihm.

„Laßt sein — 's nützt nichts — aus — ist's!“ Der hünenhafte Körper streckte sich, ein röthlicher Schaum trat zwischen seine bleichen Lippen, ein schmerzlicher, tiefer Atemzug hob die wundete Brust, die Hände griffen krampfhaft auf den von Blut und Regen schlüpfrigen Planen der Brücke hin und her, das Auge brach, der Tod hatte ihn erlöst.

Minutenlang noch hielt Heinrich Ehlerl die Leiche in seinem Arm, während sein eigenes warmes Blut langsam aus der Schulterwunde rieselte und die mühsam zusammengegriffene Kraft des Mannes einer fast ohnmachtartigen Schwäche wich. Aber mit eisernem Willen war auch diese bald überwunden; langsam ließ er den Toten herabgleiten von seiner Brust, schob ihm den zerknitterten Filzhut unter den Kopf und drückte ihm mit sanfter Hand die Augen zu; er war ohne schweren Kampf hinübergegangen, nur die kalte Starrheit des Todes lag auf dem schönen, stolzen Antlitz, kein häßlicher, verzerrter Ausdruck entstellte es.

Jetzt erst dachte Ehlerl an sich, zog sein Taschentuch hervor, und es fest auf die verwundete Schulter drückend, eilte er der Försterei zu. Unterwegs schon traf er zwei Jägerburschen, deren einen er mit den nötigen Anweisungen zum Schulzen ins Dorf schickte, er selbst ging mit hinab zum Bader, der, vor Schreck und Entsetzen zitternd, ihm die Wunde verbinden mußte.

„Ruhe, Herr Förster, vor allen Dingen Ruhe!“ ermahnte der Alte.

„Ja, Meister Bader, wenn ich Zeit dazu hab', jetzt geht's nicht. Rasch einen Wagen, ich muß zur Försterei!“

Mit des Baders Fuhrwerk jagte er dann in gestrecktem Galopp zur Försterei. Die alte Brigitte schrie laut auf, als ihr Herr in seinem blutigen Anzug, Arm und Schulter in einer Binde, vom Wagen sprang und auf all ihre besorgten Erkundigungen nur immer die eine Antwort hatte: „Frägt nicht, Brigitte, fragt nicht; gebt mir ein Glas Glühwein und dann laßt mich fort.“

Zwei Stunden später bewegte sich von der Höllenschlucht langsam ein düsterer Zug durch den dämmerigen Wald. Auf einer von Holzarbeitern getragenen Bahre ruhte, mit einer großen wollenen Decke verhüllt, der Leichnam des Matthias Raspe. Schier unglaublich fanden es die Leute, daß Ehlerl den toten Wilderer nach der Försterei bringen und die Bahre auf der geräumigen Tenne der Scheune niederlegen ließ. Ein weißes Pflumentuch wurde hier statt der Decke über den Toten gebreitet, dann verschloß er eigenhändig das Thor und ging schwankenden Schrittes in das Wohnhaus zurück. Eine kurze Rast gönnte er sich im bequemen Lehnstuhl vor dem Ofen und wartete nur, bis sich die Menschen verlaufen, dann, als die Dämmerung mehr und mehr sank, griff er nach einem festen Stod, drückte den Hut tief in die Stirn und verließ durch die Hinterthür das Haus.

Susanne — sie war sein einziger Gedanke; er wußte, sie wollte heute zur Stadt — wenn sie bei der Heimkehr aus des Volkes Munde mit rohen, rücksichtslosen Worten das Schreckliche erfuhr! Er beschleunigte seine Schritte, bald war das Häuschen erreicht. Still und verdrödet lag es im Dämmerlicht des nebeligen Herbstabends vor ihm, Thür und Fenster verschlossen; die Gegenstände in der Schmiedewerkstatt ließen sich nur noch undeutlich erkennen. Er trat näher, dort an dem Pfosten hing das lederne Schurzfell des Matthias, das er vielleicht kurz vorher abgethan, als er sich zu dem Gang rüstete, der sein letzter sein sollte, dort lag noch der schwere Schmiedehammer, den die nervige Faust, die nun schon im Tode erstarrt, noch am Morgen so kraftvoll geschwungen hatte. Heinrich Ehlerl fühlte hier in der Stille und Abgeschiedenheit an dem Ort, wo der Verbliebene gelebt und geschafft, deutlich als zuvor das Grausige, Furchterliche, was in dem plötzlichen, gewaltsamen Ende des Ermordeten lag, und schauernd wandte er sich dem Häuschen zu und setzte sich wartend auf die Bank.

Aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß die Ersehnte kam, und es schlug schon neun vom Kirchthurm des Dorfschens, als der Förster nach Hause zurückkehrte und von der alten Brigitte mit Gewalt ins Bett getrieben wurde. Die Natur verlangte ihr Recht; bis zur Bewußt-

losigkeit ermattet, sank er in die Kissen und bald darauf lag er mit glühendem Kopf und unheimlich glänzenden Augen im Bunde der Nacht.

Am nächsten Morgen ließ er den Pfarrer an sein Lager rufen, erzählte ihm in kurzen Worten den Hergang und bat ihn, für Matthias Raspe auf seine Kosten ein anständiges Begräbniß herzurichten und Susanne mit seinem Trost zur Seite zu stehen.

„Sie ist in allen Ehren mein Schatz, hochwürdiger Herr, und soll in Bälde mein Weib werden, wenn ich auch jetzt noch nicht darüber reden mag zu aller Welt,“ sagte er zum Schluß.

Der Geistliche schüttelte zwar verwundert den Kopf bei dieser Enthüllung, that aber, nachdem er mit der Susi gesprochen, gewissenhaft, was ihm der Förster aufgetragen.

Da Ehlerl noch krank lag, als Matthias Raspe begraben wurde, folgte außer einer Schar Neugieriger, die sich an der Dorfstraße und der Kirchhofspforte aufstellten, nur Susanne an der Seite des ehrwürdigen Geistlichen dem Sarge. Als sie die erste Handvoll Erde in die Grube hinabwarf und diese mit dumpfem Klang auf den Sargdeckel fiel, stieß das Mädchen einen gellenden, herzzerreißenden Schrei aus und sank leblos neben dem offenen Grabe nieder...

V.

Das graue Ereignis, das anfangs in aller Leute Mund war, wurde bald vergessen; auch in den Dörfern leben die Menschen heutzutage schneller.

Große Gerichtsverhandlungen hatte es nicht gegeben; Ehlerl's einfache, glaubwürdige Erzählung, seine eigene Verwundung, die fremde Kugel in der Brust des Wilddiebes, die nicht in seine Büchse paßte, alles dies sprach entschieden für die Schuldlosigkeit des Försters.

Nach dem Mörder fandete man freilich mit allem Eifer, gelangte aber, da alle Recherchen sich als fruchtlos erwiesen, schließlich zu der Annahme, der Schuß sei von irgend einem Spießgesellen des Matthias abgefeuert, eigentlich für Ehlerl bestimmt gewesen und habe nur sein Ziel verfehlt.

Wie Ehlerl sich hinausgeschaut hatte ins Freie! Die Sorge, die Unruhe um Susanne marterte ihn. In all den Wochen hatte er so gut wie nichts von ihr gehört, nur der Pfarrer erzählte ihm, das Mädchen sei bei ihm gewesen und habe gefragt, wie es mit dem Förster stünde, sei aber so verändert im Aussehen und Wesen, daß er sie kaum wiedererkennt. „Wie mag sie sich um den Bruder grämen, wie mag sie sich nach mir sehnen — gewiß nicht mehr als ich nach ihr!“ dachte Ehlerl. Einmal, spät abends — die alte Brigitte hatte ihn für kurze Zeit verlassen — da hatte ihn ein leises Rascheln am Fenster aufgeschreckt und hinsehend, gewahrte er ein schönes, totenbleiches Gesicht, von schwarzem Haar umrahmt, und ein Paar dunkler Augen, die mit heißem, liebevollem und doch unendlich traurigem Ausdruck den seinen begegneten.

„Susanne,“ hatte er gerufen, sich aus dem Lehnstuhl aufrichtend, „Susanne!“

Ehe er das Fenster erreichte, war sie verschwunden, und als er sich hinausbog, sah er nur noch ein flatterndes Frauenkleid um die Hausdecke verschwinden.

„Närrisches Ding!“ murmelte Ehlerl verstimmt, ließ aber von nun an dem Arzt keine Ruhe, um die Erlaubnis zu erlangen, endlich wieder hinaus zu dürfen.

Heute war sie ihm endlich erteilt und nach kurzem Gang durch den winterlich schönen Wald richtete er seine Schritte nach dem Häuschen Susannens. Er hatte die Absicht, alles ins reine zu bringen. Matthias' Tod ließ ihn ja in mancher Richtung in seinen Handlungen freier schalten, es sollte ganz von der Geliebten abhängen, ob sie hier sein Weib werden, ob sie zusammen sich in der Fremde eine neue Heimat gründen wollten.

Ein schwacher Rauch stieg aus dem Schornstein auf, Susanne war also daheim. Der erste Schnee, über Nacht gefallen, hüllte das verwitterte Dach und die Hüte in einen glänzend weißen Mantel und die helle Winter Sonne, die darauf schien, raubte dem kleinen Häuschen viel von seiner trostlosen Dürftigkeit, milderte den Eindruck der Ede und Verlassenheit, der es damals umgab an jenem schrecklichen Nachmittage, wo Ehlerl zuletzt hier gewesen.

Rasch entschlossen betrat er die Diele, klopfte an die Thür, die seiner Meinung nach in das Zimmer führen mußte, und öffnete diese, als auf sein wiederholtes Pochen keine Antwort folgte.

Auf einem der Stühle am Fenster saß Susanne; die zusammengelegten Hände zwischen die Kniee gepreßt, blickte sie starr vor sich nieder; bei seinem Eintritt hob sie den Kopf und der Förster prallte fast zurück vor dem Ausdruck dumpfer Trauer und stummen Jammers, der aus ihren Zügen, aus den tiefstehenden schwarzen Augen zu ihm sprach. Was hatten diese sechs Wochen aus dem blühend schönen Mädchen gemacht, was mochte die Armut gelitten haben...

„Susi, meine herzliche Susi!“ rief Ehlerl und von Liebe und Mitleid fortgerissen, warf er sich vor ihr auf die Kniee, streichelte ihre Hände, schlang die Arme um ihre Gestalt und lehnte sein Haupt an ihre Brust. Die Angeredete fuhr aus ihrer dumpfen Betäubung auf, es war, als ob seine Liebesworten sie zu neuem Leben erweckten.

Sie zog den Knieenden fester an sich, sie preßte ihre Lippen in sein lockiges Haar, auf seine Stirn, seinen Mund, in wortlosem Glück und wortlosem Leid klammerte sie sich an ihn, bis ihr Haupt endlich auf seine Schulter niedersank.

Allmählich gelang es Ehler, die tief Bewegte zu beruhigen; er zog einen Stuhl heran, setzte sich neben sie und, ihre kalten Hände in den seinen haltend, sagte er ihr, was ihm sein liebevolles, treues Herz just eingab.

„Bist ja nicht allein geblieben, Schatz,“ schloß er endlich, „hast mich doch, und wenn Du nicht hier bleiben magst, nun, so gehen wir eben fort, ich hatt' es schon lange beschlossen — ich gebe meine Stelle auf. Zwei kräftige Arme und ein redliches Herz kann man überall brauchen, und so wahr ich leb', Susi, ich will nicht rasten und ruhen, bis ich Dich erst wieder frisch und fröhlich seh', wie früher, meine trostige, wilde Susi. Denk d'r an, was uns Gott der Herr auferlegt, wir müssen's geduldig tragen!“

„Was Gott der Herr uns auferlegt,“ flüsterte sie wie abwesend, „ja, was er uns auferlegt, aber —“ Sie stockte, warf sich an seine Brust und schluchzte laut. „O, so schön hatt' alles sein können, so glücklich wären wir gewesen!“

Zum erstenmal brachen sich die erlösenden Thränen Bahn, zum erstenmal weinte das arme Herz all seinen stummen, starren Jammer aus in den Armen des Geliebten.

„Ich möcht' nach der Hölle schluchzen,“ bat sie endlich, „ich bitt' Dich, geh mit mir, Heinrich, es hat mir so gegraut, ich konnt' nicht allein hin.“

Nur widerstrebend willigte Ehler ein. Susi schlang ein warmes Tuch um die Schultern und Hand in Hand schritten sie über das weiße Feld nach dem Walde. Der Schnee lag auf den grünen Kiefernästen und dem kahlen Laubholz, zitterte auf dem schwarzen Scheitel des Mädchens, huschte an den braunen Stämmen hinauf und hinab.

„Weißt, daß Du mit dem Matthias Deinen ärgsten Feind verlierst?“ fragte Susanne plötzlich.

Der Förster sah sie befremdet an und sagte ruhig:

„Gutes hat er freilich wohl nicht mit mir im Sinne gehabt.“

„Er hat Dich gehaßt, er ist Dir gram gewesen wie keinem Menschen sonst auf der Welt. Ich hab' ihn gebeten, ich hab' zu ihm geseht, ich hab' auf den Knien vor ihm gelegen, damit er das Wildern ließe, aber es war vergebens, er ist nur immer wüster und störrischer geworden und hat mit einem gräßlichen Eid geschworen, daß er Dich verderben wolle!“ und Dir den Schuß heimzahlen — Du weißt schon, damals im Sommer. Er hat Dir aufgelauret, daß ich keinen Frieden mehr gefunden hab' und keine Nacht Schlaf. Seit dem Abend, wo ich Dich in der Hölle schluchzen traf und er mit dem Roden den Rehnender wegschleppte, da war's um mich und meine Ruh' geschehen, immer und immer mußt' ich an das unfelge Versprechen denken, das ich Dir abgenommen, der Du doch so treu, so ehrlich gegen mich gewesen bist von Anfang an. Mit einem heiligen Gelöbniß, von dem kein Mensch etwas wußte, als der Herrgott und ich, hab' ich mir vorgesetzt, daß, so lang ich leb' und so lang ich eine Hand rühren konnt', mein Bruder Dir kein Haar krümmen dürft'. Wie sein Schatten bin ich ihm gefolgt überallhin. Auch an dem Tag —“

Sie waren beim Waldbach angekommen, Susanne sprach hastig, mit fliegendem Atem, sie schmiegte sich enger an die kraftvolle Gestalt des Geliebten und Ehler war es, als ob eine angstvolle Bekommenheit sich auf seine Brust legte. — Jetzt näherten sie sich der Brücke, am Anfang derselben machte Susanne Halt, und des Försters Hand fassend, fuhr sie fort:

„Sieh, auch an dem Tag bin ich ihm nachgeschlichen, von Baum zu Baum, von einem Versteck zum andern, ich wußt', daß er den Roden hieher bestellt hatte. Ich hörte sein Pfeifen, und als alles still blieb, sah ich ihn dort drüben heraustreten, mit dem Rehbod auf der Schulter — siehst, dort — dort war's.“ — sie deutete mit der Hand hinüber. „Dich sah ich hier in demselben Moment, Heini, o Heini, da ist mir mein Herz stillgestanden, da hab' ich gemeint, mein Kopf müßt' mitten auseinanderbersten, da hab' ich die Hand' aufgehoben zu unfertem Herrgott und geschrien: Vater im Himmel, erbarme dich!“ Sie hielt, nach Atem ringend, inne, ihre Gestalt wankte und Ehler, selbst am ganzen Körper bebend, legte stützend den Arm um sie, keines sprach ein Wort; endlich begann Susanne von neuem: „Er hat sich nicht erbarmt! Nicht über Dich, nicht über mich und auch nicht über ihn. Er ließ's geschehen, das Grausige, und ich — soll's mit ansehen. Ich sah, wie er das Messer hob und es Dir in die Schulter stieß, ich sah Dein Blut fließen und Du — Du zögst nicht den Hirschfänger, ihn niederzustößen, er war ja — mein Bruder. Wie ihr dann gerungen habt und Du ihn zurückgeworfen hattest, da hab' ich laut aufgeschrien, denn ich meint', er würde sich nun geben und die Sache sei am End'; aber nein, er sprang auf wie ein Tiger und riß die Büchse von der Schulter — ich hör' Dich reden, ich sah Dich mutig und furchtlos ihm gegenüber, ohne die Flinte zu rühren, denn er, der Dir nach dem Leben tracht', er war — mein Bruder und ich hatte einst für ihn gebeten! Mir wurde wirt im Kopf — mir

war schon alle die Zeit her oft so gewesen vor Angst und Unruhe — Sünd' und Recht thun, ich konnt's nicht mehr unterscheiden, ich wußt' nur, Einer von Beiden' mußt' sein — er oder Du. Dicht hinter mir war eine hohle Eiche, wo Matthias und der Roden oft ihre Büchsen versteckt hielten. Wie mir der Gedanke kam, ich weiß es nicht mehr. Im Nu war ich herum, griff hinein und, richtig, ich hatte mich nicht getäuscht. Ohne zu zaudern, leg' ich an, zielte und — drückte ab. Dann stürzte ich vorne über auf meine Kniee, beide Hände über die Augen gepreßt. Als ich wieder aufsaß, da standest Du hoch aufgerichtet auf der Brücke, der andere aber — der andere — mein einziger Bruder — ich hatt' — ihn — erschossen —“

Sie weinte laut auf und brach neben ihm zusammen. Schluchzend lag sie zu seinen Füßen; aus des Försters Antlitz war jeder Tropfen Blut gewichen, er ward aschfahl und mit starrem, verständnislosem Blick schaute er auf die Mörderin herab, dann war es, als ob ein heimliches Grausen ihn schüttelte und langsam wandte er sich ab. Susanne umklammerte seine Kniee.

„O Heini,“ flehte sie mit weicher, zitternder Stimme, „wend Dich doch nicht so von mir — hör doch nur weiter — ich wollt' ihn ja nicht töten — nein, gewiß nicht — aber dann hatt' er Dich umgebracht — und dann war ich auch schuld, so oder so, es war alles eins — Einer von Beiden' mußt' ja sein. Ich wollt' ihn nur hindern, Dich zu töten, ihn nicht so treffen, so mitten in die Brust. Als Du dann fortgegangen, da bin ich hingefallen zu der Leiche und hab' den kalten Mund geküßt, hab' gebeten, der Matthei soll' mir vergeben, was ich gethan, und hab' ihn in meine Arme genommen — meinen Bruder, meinen armen, toten Bruder, den ich über alles lieb gehabt, bis Du kamst; Du bist mir dann aber weit lieber geworden — Dein Leben mußt' ich retten, Dich konnt' ich nicht umbringen sehen vor meinen Augen, und nun hab' ich Dich gerettet, wenn's auch meiner Seelen Seligkeit kost'.“

Der Förster regte sich noch immer nicht; er atmete nur tief und schwer. Das Geständnis von der Schuld Susannens hatte ihn so unerwartet, so furchtbar getroffen, daß er unfähig war, ein Wort hervorzubringen — ein Grauen vor dem Mädchen überkam ihn und unwillkürlich trat er einen Schritt zurück. Die Unglückliche schluchzte von neuem laut auf, die Erkenntnis, daß derjenige, den sie mit der ganzen Hingabe ihres heißen Herzens liebte, für den sie zur Verbrecherin geworden, sich nun mit Abscheu von ihr wende, raubte ihr den letzten Rest ihrer Selbstbeherrschung.

„Bring mich um, Heini, töt' mich, ich verdien' ja nichts Besseres,“ rief sie, „aber thu nicht, als ob ich nicht wert bin, daß Du mich noch anschaust. Die Angst um Dich ist so über mich gekommen, daß ich keinen andern Ausweg fand. Heini, mein Heini!“

Liebe und Mitleid mit dem Mädchen überwandten im Herzen des Mannes das Grausen, das ihn anfangs beherrschte, er beugte sich herab und hob sie empor.

„Arme Susi,“ flüsterte er, „das hast Du gethan aus Liebe zu mir. . .“ Er zog sie an seine Brust, ja er that noch mehr, er drückte seine Lippen in das weiche schwarze Haar. „Mein armes Mädel, meine arme, liebe Susi!“ das war alles, was er immer und immer wieder sagte.

„Siehst Du, Heinrich, ich hab's gleich gewußt, zwischen uns kann's zu keinem guten End' kommen,“ antwortete sie mit thränenlosen Augen, wie abwesend vor sich hinstarrend. „Was hast Du mir erzählt, was hat mein Bruder gesagt, als er im Sterben lag? — Aus ist's! und das sag' ich auch. In der Bibel steht, wer einem das Leben nimmt, dem soll wieder das Leben genommen werden — das ist ganz recht so und das ist das Beste für Dich und für mich.“

Er drückte ihren Kopf sanft an sich, sein redliches Herz kämpfte einen schweren, heißen Kampf.

„Heinrich, Heinrich, wie lieb hab' ich Dich!“ rief sie mit plötzlich auflodernder Leidenschaft, schlang die Arme um seinen Nacken und bedeckte seinen Mund mit heißen Küffen — dann riß sie sich los.

„Susanne, Susanne!“ rief er angstvoll und von Entsetzen gelähmt taumelte er rückwärts und schaute ihr nach. Da stand sie schon mitten auf der Brücke über dem Strudel, noch einmal grüßten ihn ihre Augen mit einem flammenden Blick der alten, unwandelbaren Liebe, dann ein Sprung — hochauf schäumte das dunkle Wasser, der Steg — war leer.

Totenstille ringsum; der Wind fuhr durch die Bäume und schüttelte den Schnee herab und ein Eichtäfelchen hüpfte von einem Kiefernknäuel zum andern und sah mit seinen schwarzen, klugen Augen neugierig auf den Mann, der da unten in wildem, ohnmächtigem Schmerz auf den Knien lag und die gerungenen Hände gen Himmel hob.

Dunkler und dunkler wurde es, die Dämmerung brach herein, ihr folgte der Abend, die Nacht, und Stern auf Sternlein blühte empor an dem weitem Himmelsdom und sie alle fanden ihn noch dort auf der Brücke in der Hölle schluchzen.

Ruhelos schritt er hin und her auf dem schwankenden Steg, starrte hinab in die brausende Tiefe und starrte

hinauf nach dem Firmament, das sich in majestätischer Ruhe über ihm wölbte.

So hielt der junge Förster bis zum Morgen grauen treue Leichenwache bei seinem toten Glück und seinem toten Lieb.

Ruine Weiteneck an der Donau.

(Bild S. 358.)

Die Gegenden an der Donau zwischen Böchlarn und Krems sind ein klassischer Boden im Sinne österreichischer und zum Teil auch deutscher Geschichte. Böchlarn ist das „Bachelaren“ der Rabelungenlaga, der Sitz des ritterlichen Markgrafen Rüdiger I., des Brautwerbers König Ghels bei Chriemhilde. Hier war die große Zusammenkunft auf der Burg des edlen Markgrafen:

„Die Fenster an den Mauern traf man offen an,
Die Burg zu Bachelaren war mächtig aufgethan.
Da zogen ein die Gäste, die man gerne sah,
Ent Kast schuf ihnen der edle Rüdiger da.“

Auf Bachelaren-Böchlarn folgt Stromab das malerische Melk mit dem berühmten Benediktinerkloster, weiter die wildromantische „Bachau“, eine Stromenge mit der romantischen Burg Aggstein, auf der vor Zeiten die grausamen Strompiraten der Rhuenringe ihr Unwesen trieben. Zuletzt ist Dürrenstein zu nennen, das Stammschloß der Rhuenringe und der Ort, wo König Richard Löwenherz von England angeblich im Kerker geschmachtet haben soll, bis ihn sein treuer Säng'er Blondel fand.

Gegenüber von Melk liegt der Markt Weiteneck; daneben auf einem großen, schroffen Felsblock befinden sich die Ruinen des gleichnamigen Schlosses, welches wie daraus hervorgewachsen emporstieg, daher dasselbe von der Donauseite her völlig unbegreifbar war.

Auch diese Burg gehörte einst dem mächtigen Geschlecht der Rhuenringe. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erkaufte sie Kaiser Franz I. Den schönsten Anblick von Weiteneck genießt man von einer Vogelhalle des Klosters Melk aus. Das Strompanorama mit den teils sanftgeigten, teils steilen Ufern und den beduschten Inseln ist ungemein malerisch. Eine ähnliche Wirkung übt die Aushau von der Burg selbst aus. Aber von diesem Standpunkte aus erhält die Landschaft noch eine Zugabe von idealem Gehalt, denn der Sagenkundige kann diese Ufer mit den Gestaltungen des deutschen Heldengedichtes und mit den Bildern einer romantischen Vergangenheit bevölkern. Vor dem Felsbunker, im Nordosten, schlief sich der gewaltige Strom zu dem Defilé der Bachau. Es ist ein wahres Zaubertal. In ihm geht der Geist des „wilden Hochenaues“ um, der verdammt ist, so lange zu reiten, bis das Strombett so trocken ist, wie der Gipfel des Tauernlings. Neben den blauen Wässern blüht der Schleier des „Donauweidchens“, welches von Zeit zu Zeit aus dem Wasser taucht, um nachzusehen, ob der Tag zum Festtage gekommen sei; denn

„Doch lieber als Perlen und Gold und Gesein,
Ist mir eine Stunde beim ländlichen Weib'n.“

In der finsternen Enge selbst steht das romantische Gemäuer des Aggstein mit dem „Rohngartlein“, in welchem die Cyper der Rhuenringe ausgelegt wurden, um elenden Hungers zu sterben oder sich aus Verzweiflung in den Strom zu stürzen. Das ist der Rahmen zu der altberühmten Burg Weiteneck.

Montreal von den Türmen der Notre-Dame aus gesehen.

(Bild S. 362.)

Montreal, die wichtigste Handelsstadt Kanadas, liegt in der Provinz Quebec, auf einer Insel unterhalb der Mündung des Ottawa in den Sankt-Lorenz. Die Lage der Stadt gehört zu den herrlichsten unter den amerikanischen Binnenstädten; die Bauart ist größtenteils regelmäßig, sowie durch Pracht ausgezeichnet. Unter den 65 Kirchen der im Jahre 1860 57,000, heute 175,000 Einwohner zählenden Stadt ist die große katholische Kathedrale besonders bemerkenswert. Dieselbe ist in gotischem Stile erbaut und mit zwei 70 Meter hohen Türmen geschmückt, den eleganten Wertheisen Montreals. Unsere Illustration läßt uns von deren Plattform aus einen Blick auf die Stadt thun. Unter uns liegt der historische Waffenplatz mit dem thorkinischen Porticus der Montreal-Bank und der jonischen Kolonnade der City-Bank, nebenan das große Hauptpostgebäude, an das die glänzenden Magazine der Mc Gill-Street sich reißen.

Es ist ein prächtiger Anblick, dies von dem reichen Baum- und zahlreicher öffentlicher Anlagen unterbrochene Häusermeer, das sich bis zum Fuße des Mount-Royal hinzieht, an dessen Ufer es noch einen Kranz reizender Villen, wie glänzende Perlen, hingeworfen.

Prinzessin Luise von Schleswig-Holstein und Prinz Friedrich Leopold.

(Porträt S. 358.)

Es wird unsere Leser ohne Zweifel die Nachricht interessieren, daß ein Sohn des berühmten Heerführers, des verstorbenen preussischen Prinzen Friedrich Karl, Prinz Friedrich Leopold von Preußen, sich mit der zweitjüngsten Schwester unserer Kaiserin, der anmutigen und liebenswürdigen Prinzessin Luise von Schleswig-Holstein-Augustenburg verlobt hat. Wir bringen deshalb heute die Bildnisse des hohen Brautpaares und wollen die Porträts mit einigen biographischen Worten umrahmen.

Prinz Friedrich Leopold, geboren am 14. November 1865, ist zurzeit Rittmeister und Kommandeur der Leib-Gesadron des Regiments der Gardes du Corps. Der eigentümlich erotische Zug seines Vaters scheint sich auf ihn vererbt zu haben. Durch längere Reisen hat der Prinz seine Bildung vervollständigt und reiche Welt- und Lebensanschauungen sich erworben. Die Erinnerung an seinen unvergeßlichen Vater, den Feldmarschall Prinzen Friedrich Karl, dessen militärischer Ruhm bis in die äußersten Grenzen der Welt gedrungen ist, hat ihm auf diesen Reisen, besonders im Orient, den Weg gebahnt. Die körperliche Anmut seiner erhabenen Mutter, Maria Anna, geborenen Prinzessin von Anhalt, ihre Vorliebe für Musik und Malerei, überhaupt für das Reich des Schönen, sind auch auf den Prinzen übergegangen, der im vollsten Sinne des Wortes der „Erbe“ seiner Eltern genannt werden darf.

Die Braut des Prinzen, die schöne Prinzessin Luise, ist zu Kiel am 8. April 1866 geboren. Seit dem leider frühen Tode ihres häufig verkannten Vaters, des Herzogs Friedrich, wuchs die Prinzessin unter der weisen und milden Leitung ihrer edlen Mutter, Herzogin Adelheid, in Schloß Primkenau auf, in innigster Seelenharmonie mit ihrer hohen Schwester Auguste Viktoria, sowie dem trefflichen Bruder Ernst Günther, an den eine tiefe Zuneigung sie fesselt. Alle Künste, die dem Leben Reiz verleihen, haben auch an ihrer Wiege gestanden und huldreich ihre Gaben gespendet. Ihre

Verlobung mit dem Prinzen Leopold hat die besonders freudige Zustimmung des deutschen Kaiserpaars gefunden.

vorzügliche hygienische Vorbedingungen für den Aufenthalt von Europäern. Die Bewohner dieser Glande, hellfarbige Abkömmlinge des polynesischen Stammes, sind im Vergleich zu anderen

Die Samoainseln.

(Bild S. 359.)

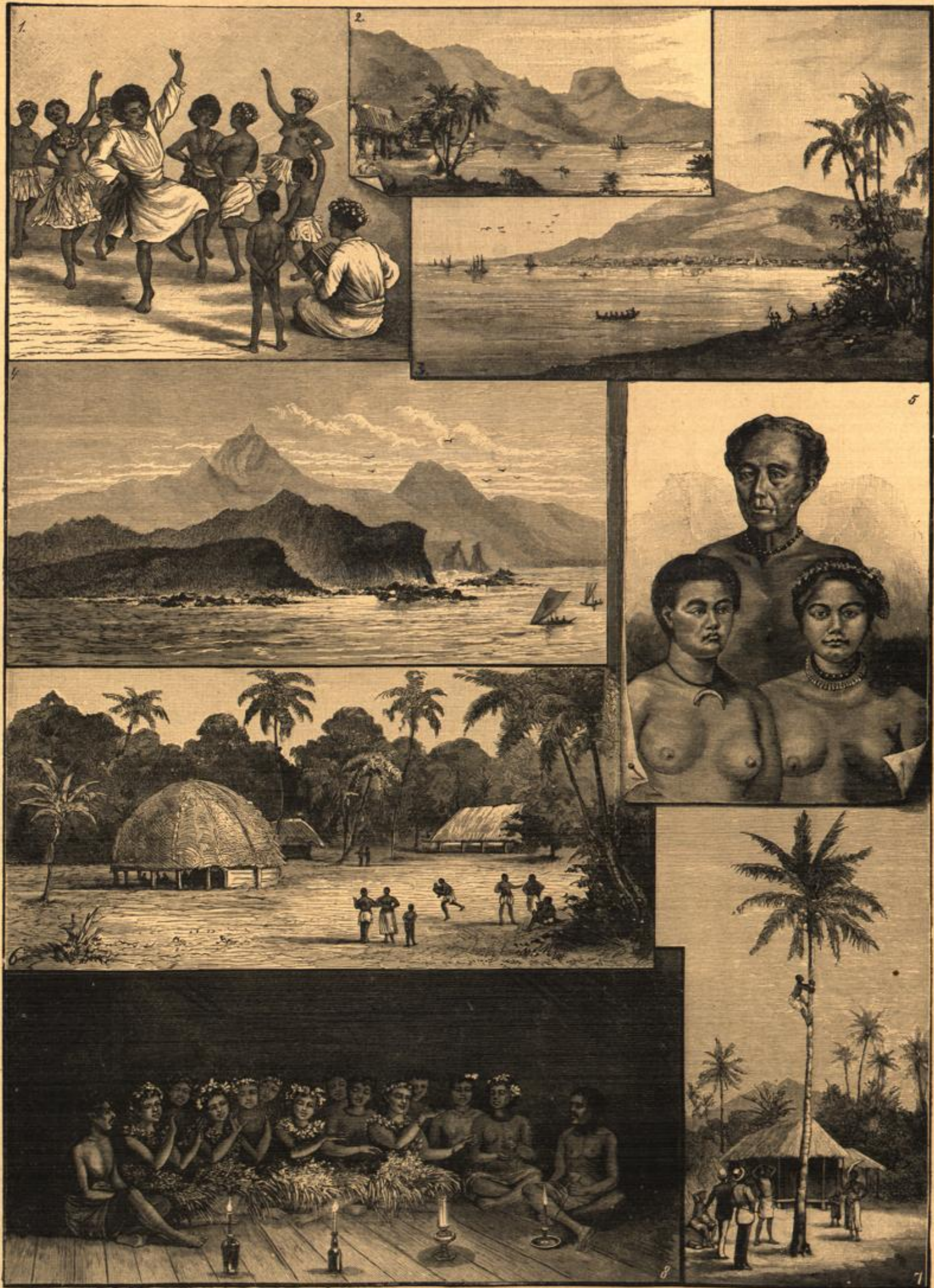
Nach den Schilderungen zuverlässiger Kenner gehört die aus vier größeren und zehn kleineren Inseln bestehende Samoagruppe, die einen Flächenraum von 3520 Quadratkilometer einnimmt, sowohl landschaftlich wie klimatisch zu den reizvollsten Strichen in den Tropen. Auf den vier großen Inseln, Savaii, Upolu, Tutuila und Manuatoele, erheben sich mächtige Gebirgshöhen, deren Gipfel bis 1300 Meter emporsteigen, und bieten dem Auge wunderbar anziehende Landschaftsbilder. Es sind meist vulkanische Bildungen, auf deren ausgebranntem Gestein eine üppige Tropenvegetation sich ausbreitet. In die Ebene gegen die Ufer hin steil abfallend, begrenzen sie weite Flächengebiete, auf denen Kokospalme, Pflanz, Yams (ein essbare Knollen im Gesamtgewicht von 15 bis 20 Kilo tragendes Schlinggewächs) und Taro wild wuchern und den Eingeborenen ihre Nahrung liefern. Das nur geringe Schwankungen unterliegende Klima besitzt alle Vorzüge der tropischen Zone, erfreut sich aber einer gemäßigteren Temperatur. Fieber und ähnliche Plagen der Tropennatur sind diesen Inseln völlig fremd. Die Reinheit der Luft und die Beständigkeit der Witterung bieten in Gemeinschaft mit der günstigen Beschaffenheit des Bodens



Prinzessin Luise von Schleswig-Holstein und Prinz Leopold von Preußen.



Ruine Weitenstedt an der Donau. Zeichnung von W. Gauje. (S. 357.)



1. Tänzende Samoaner. — 2. Der Hafen Vango-Vango auf der Insel Tutuila. — 3. Apia auf der Insel Upolu. — 4. Inselgruppe. — 5. König Malietoa und zwei Samoanerinnen. — 6. Dorfanzicht.
7. Früden der Kokosnüsse. — 8. Der Siva oder Sijiang, eine Art von Trauerfeierlichkeit, begleitet durch Gesang, Händeklatschen und Stäbchenklagen.

Die Samoa-Inseln und ihre Bewohner. (S. 358.)

Wilden harmlos zu nennen. Vor Zeiten waren sie allerdings Menschenfresser, doch jetzt ist ihre Nahrung beinahe ausschließlich vegetabilisch, da die Fauna auf den Inseln sehr wenig entwickelt und Viehzucht ihnen von Hause aus fremd ist. Taro und die sehr mehligartigen und schmackhaften Knollen der Pampuspflanze, Reis, Bananen und Kokosnüsse bilden die gangbarsten Nahrungsmittel. Das Meer liefert zudem Fische in Ueberflus, Nationalgetränk ist die „Kava“, an welchem trotz der unappetitlichen Art der Zubereitung auch Europäer Geschmack finden.

Die Ueppigkeit der Vegetation und die Bequemlichkeit der Beschaffung von Lebensmitteln haben die Samoaner an ein müßiges Leben gewöhnt, dessen geringe Bedürfnisse sie ohne Mühe befriedigen. Ackerbau und Viehzucht waren ihnen bis vor kurzem noch ziemlich unbekannt. Zum Plantagenbau und zu industriellen Arbeiten sind sie nicht verwendbar, zumal die ersten Europäer, die auf den Inseln in den dreißiger Jahren sich niederließen oder Tauschhandel begannen, sie mit dem Laster des Trunkes bekannt machten und auch in anderer Hinsicht verderblich auf ihre Sitten wirkten. Diebstähle und Gewaltthatigkeiten kommen öfters vor, obgleich der Charakter der Insulaner im Grunde friedlich und gutmütig ist. Schon frühe haben Missionäre die christliche Religion verbreitet. Es gibt Protestanten und noch mehr Katholiken unter den Eingeborenen — letztere bekennen sich fast alle zum Christentum — und alljährlich werden zugleich mit den hohen Festen auch weltliche Lustbarkeiten und Märkte abgehalten, auf denen sich das Volk zahlreich versammelt, nationale Spiele und Tänze veranstaltet und europäische Kleider nebst europäischem Putz anlegt. Nur schwer haben sich die Eingeborenen an die letzteren gewöhnt, da die Milde des Klimas die Bekleidung beinahe überflüssig macht. In der Regel begnügt man sich mit einem Stüd Zeug, um die Hüften gewunden an Stelle eines Rockes; den Oberkörper läßt man gerne unbedeckt. Zuweilen entkleidet man sich zu einem langen Gewande, welches tunikaartig den ganzen Leib bedeckt und die Arme freiläßt. Da den ungeschulten Naturkindern die europäischen Sittlichkeits- und Schamhaftigkeitsbegriffe fremd sind, so herrscht im Verkehr der Geschlechter die größte Ungezwungenheit; obgleich Monogamie besteht, sind im übrigen die Familienbegriffe doch noch recht primitive und ebenso naiv auch die Anschauungen von dem, was sich schickt. Keiner samoanischen Schönen wird es einfallen, ihre Reize, die sie meist ohnehin ahnungslos zur Schau trägt, ängstlich zu hüten oder etwa in Verlegenheit zu geraten, wenn ihre Blide auf Rubiditäten fallen. Geht doch die Unbefangenheit so weit, daß man dem Fremden sogar die Tochter zur Bedienung und steten Gesellschaftin beibringt und diese den Gastfreund ins Bad nach irgend einem Tümpel geleitet, wobei sie, während er die erkrankten Glieder in der Flut erfrischt, mit rührender Fürsorge seine Gewänder am Ufer reinigt.

Die politischen Verhältnisse auf Samoa sind äußerst unbefriedigend. Seit Jahren stehen sich dort zwei Parteien feindlich gegenüber: diejenige eines Häuptlings aus dem Geschlechte Malietoa, welcher von den Inseln Savaii und Nanono, sowie von einem Teile von Upolu als „König“ anerkannt wurde, und jene der alten Matorgierung, eines aus den Häuptern der Taimua und Faipule bestehenden Parlaments. Zudem hatten sich schon frühzeitig Europäer, europäische Handelsleute, auf den Inseln eingefunden und steigerten die Verwirrung. Es war der König Malietoa Terita, welcher vor bald sechzig Jahren die ersten Pioniere der Londoner Missionsgesellschaft an den Küsten Samoos bewillkommnete. Dann folgten den Engländern auch Amerikaner und Deutsche, von welchen letztere bald das Uebergewicht erlangten. Vor allem war es das Hamburger Haus von J. C. Godeffroy & Sohn, welches den europäischen Verkehr vermittelte. Durch die inneren Kriege ward dieser Verkehr indes häufig gestört, und um endlich Frieden zu haben, ward die Schutzherrschaft über den Archipel in den Jahren 1866–1876 nicht weniger als dreimal förmlich, wenn auch vergeblich, den Engländern und den Amerikanern angeboten; auch that man Schritte, das deutsche Reich zur Besitzergreifung der Samoagruppe zu bewegen. Es ist unnötig, zu bemerken, daß die Eingeborenen allen diesen Vorgängen fremd oder höchstens von den auf den Inseln wohnenden Fremden vorgehoben waren. Ueberhaupt herrschte seit Jahren zwischen Engländern, Amerikanern und Deutschen eine bald mehr oder weniger offene Nebenbuhlerchaft, wobei die Deutschen betonten, daß sie das größte Interesse zu verteidigen hätten, weil sie in der That die zahlreichsten sind und auch den größten Plantagenbesitz ihr eigen nennen. Beide einheimische Parteien erkannten den Hafen und die Umgegend von Apia, der Hauptstadt auf Upolu, wo die meisten Fremden wohnen, als neutrales Gebiet an, über welches eine aus den Konsulen von Nordamerika, England und Deutschland gebildete Behörde die oberste Gerichtsbarkeit ausübte. Daneben trachtete jede der genannten Mächte für sich besondere Vorteile zu erwerben. So ließ sich Nordamerika den Hafen von Pangopango, Deutschland jenen von Saluafata abtreten. Am 30. Juli 1877 schloß letztere Macht einen Handels- und Freundschaftsvertrag mit Samoa ab, wodurch den deutschen Bürgern alle Rechte und Vorrechte der meistbegünstigten Nationen eingeräumt werden sollten. Mittlerweile hatten die Taimua die Gegenpartei 1877 niedergeworfen und im Januar 1878 kam es zum Abschluß des amerikanischen Vertrages mit „Ihren Excellenzen den Herren der Taimua im Namen der Regierung von Samoa“. Excellenzen übrigens, die nur in den amtlichen Berichten unter diesem Titel erscheinen, während ihnen sonst jeder Matrope ungekürzt einen Fußtritt geben zu dürfen glaubt. Die Taimua ist eine Art Versammlung von Häuptlingen, welcher in der Faipule eine Art Bürgerchaft oder Unterhaus zur Seite steht. Den langjährigen Kämpfen ward nun endlich dadurch ein Ende bereitet, daß am 23. Dezember 1879 die Vertreter der acht Provinzen des Reiches zu Apia zusammentraten und Malietoa Teritas jüngsten Sohn Malietoa zum lebenslänglichen Könige wählten. Dieser berief einen Amerikaner, einen Deutschen und einen Engländer in sein Ministerium, starb aber schon am 8. November 1880, worauf ihn sein Neffe Malietoa Tanepa als Malietoa II. folgte. Unter der Regierung dieses letzteren kam es bald zu ersten Zwistigkeiten, die zum Teil in dem durchaus unzuverlässigen Charakter des Königs ihren Grund hatten. Derselbe ließ sich zu mehrfachen Verletzungen der mit Deutschland geschlossenen Verträge verleiten und suchte auf Grund heimlicher Anregung 1884 bei

England mehrmals um Annexion seines Landes nach. Um dieselbe Zeit schloß er, am 24. November 1884, einen Ergänzungsvertrag mit Deutschland, der die Bildung eines deutsch-samoanischen Staatsrats bezweckte, aber nicht vollzogen wurde. Zur Klärung belegte der deutsche Generalkonsul das Regierungsgebiet von Apia mit Besatz. Dadurch kam die alte Taimua-partei wieder in Bewegung und stellte einen Gegenkönig Tamose auf, welcher deutschen Schutz begehrte und erhielt. Diese Unterstützung führte schließlich zum offenen Bruch. Um die Durchführung der vertragmäßigen Bestimmungen, namentlich die Bildung des deutsch-samoanischen Staatsrates zu erzwingen, besetzten die Deutschen die Häfen Saluafata und Falealili mit Besatz. Im Jahre 1887 wurde endlich Malietoa II., welcher durch den amerikanischen Konsul Greenebaum (Grünebaum), einen amerikanisierten Pfälzer, veranlaßt worden war, amerikanischen Schutz anzunehmen und das Sternend Banner zu hissen, mit Hilfe einer deutschen Matrofenabteilung abgesetzt und nach Neuguinea, später nach Kamerun abgeführt, Tamase dagegen als König anerkannt. Allein schon im August 1888 entstand unter den Anhängern dieses sehr gepriesenen Häuptlings neuer Kampf und Streit, der zur Aufstellung eines neuen Gegenkönigs in der Person Mataafos führte. Seit 12. September begann ein regelrechter Krieg zwischen beiden Parteien, in welchen am 18. Dezember 1888 leider auch die deutsche Marine verwickelt wurde, der recht bedeutende Opfer gefordert hat, wenn auch die Expedition schließlich siegreich endigte. Allen Anschein nach ist der Widerstand gegen die Deutschen auf Umtriebe der Fremden, besonders der Amerikaner, zurückzuführen, welche die wachsende Macht und die Ausdehnung des deutschen Handels auf Samoa nur mit scheelem Auge broachten.

Segrim.

Von

B. Reinhold.

(Alle Rechte vorbehalten.)

„Ihr seid ein närrischer Kauz, Bahnwart! Euch solch alten, häßlichen Schäferhund ausstopfen zu lassen und damit die Diensträume zu verunzieren!“ polterte der dicke, gutmütige Streckeningenieur, indem er auf einer Revisionsfahrt die Bude des Bahnwärters Jakobus Brunhuber besichtigte, die, hart an der deutsch-luxemburgischen Grenze gelegen, eingeleilt war zwischen dem sich unmittelbar am Ufer des Grenzflusses dahinwindenden Schienenwege und dem steilen, waldbewachsenen Felsfelsen dahinter, dessen Krone mit den dürrigspitzigen, absterbenden Weidenbäumen darauf einen malerischen Abschluß bildete für das kleine Landschaftsgemälde, das Natur und Kunst vereint hier geschaffen.

„Um Vergebung, Herr Obergeringenieur,“ erwiderte der Wärter, ein noch rüstiger Fünfziger, indem er mechanisch den Rand der Dienstmütze durch beide Hände gleiten ließ, „das Tier ist kein Schäferhund, es ist ein Wolf.“

„Ventre-saint-gris! Wo habe ich denn meine Augen? Wahrhaftig, ein echter Wolf! Et voilà! Ein neuschneebernes Band um den linken Hinterfuß, eine Widmung, nicht wahr? Aha, da steht's ja schon: „Zur Erinnerung an den 1. Dezember 1863.“ Oh, hm, schon lange her. Wievielst gar selbst erlegt? Warum nicht Pelz abgeliefert an großherzogliche Forstei? Soprist! Fänselchen Hyanten und solch häßlicher Balg! Ich wüßte, was ich lieber nähme!“

Der Wärter lächelte bedeutend. „Nützig hat's ungemein ja,“ sagte er, „aber es gibt Dinge, die auch dem gemeinen Manne nicht feil sind. Dieser Wolf hier ist so ein Ding. Ich habe einmal von einem Wolfe gehört, der bei zwei berühmten Männern, die Rom gegründet, Mutterstelle vertreten haben soll. Wohl! Dieses Exemplar hier hat bei Lebzeiten für mich die Stelle eines Freiverwerbers versehen, denn durch ihn kam ich — zu einer Frau.“

„Heiliger Antonius von Padua! Brunhuber, das klingt ja fast romantisch. Bei uns drüben in Deutschland pflegt man um kein Mädchen ohne dergleichen gefährliche Zuthaten zu freien. Na, bin aber neugierig auf die histoire. Doch kein Geheimnis, he?“

„O bewahre, Herr, die ganze Gegend weiß es! Hier vor Ihnen steht der alte Segrim, wie man scherzweise zu mir sagt zur Unterscheidung von meinem Sohne, Wolf mit Namen, und ich lasse es mir gerne gefallen. Die Leute hier meinen es im übrigen gut mit mir.“

Der Ingenieur ließ die Arbeiter, welche den Revisionswagen bedienen, langsam vorausfahren, während er selbst mit dem Bahnwärter am Bahndamme entlang ging.

„Diese Eisenbahnstrecke,“ begann dieser seine Erzählung, „habe ich von Anfang bis zu Ende mit bauen helfen. Es war ein rechtes Zigeunerleben, dieses Ziehen von Ort zu Ort, von Parade zu Parade, ohne Familie, ohne Häuslichkeit, stets umgeben von wildem, rohem Volk, dem Zucht und gute Sitte böhmische Dörfer waren. Wenn auch ein gut Stüd Geld dabei verdient wurde, so sah ich es doch als eine Erlösung an, als der Bau zu Ende ging. Ich bewarb mich um eine Wärterstelle und erhielt auf meinen Wunsch diesen Posten hier, weltverloren am Waldestrand gelegen, so ganz, wie ich mir's ausgedacht. Das weiße Gebäude, was dort drüben hinter den knorrigen Eichbäumen hervorschaut, ist die Försterei. Der Förster ist mein nächster Nachbar, denn bis zum Dorf hinter dem Berggittel ist's eine gute halbe Stunde. Hier in der Waldeinsamkeit ist der Mensch zunächst Mensch; Standesunterschiede kennt man kaum und man schließt sich leicht an einander an. So kam es, daß ich im Hause des Försters bald Zutritt fand und täglich dort ein und aus ging. Ich fühlte mich wohl in dem ruhigen, regelmäßigen Familienleben, das mir jahrelang fremd geblieben, und neben der väterlichen Freundschaft des Hausherrn füllte mich an die Försterei bald noch etwas anderes — die Liebe.“

Der Förster hatte eine entfernte Verwandte, ein junges, eitelloses Mädchen, zu sich ins Haus genommen. Marie war eine hochgewachsene, schlank Blondine, mit offenem Gesichtsausdruck und freundlichem, zuvorkommendem Wesen. Sie war es,

die vom ersten Augenblick an mein Herz gefangen genommen hatte, und mit Freuden that ich alles, was ich ihr an den Augen ablesen konnte; lief stundenweit nach der Stadt, um ihr den oder jenen Gegenstand herbeizuholen; ich half ihr den schweren Korb tragen, wenn sie bespaßt vom Dorfe zurückkehrte, und suchte mich auf jede Weise nützlich und angenehm zu machen. So trug ich meine Verehrung zu dem schönen Mädchen still mit mir herum.

„Ob sie mich wieder liebte? Ich wußte es nicht. Aus ihrem sich immer gleich bleibenden freundlichen und wohlwollenden Wesen glaubte ich entnehmen zu können, daß sie mich nicht abhold, ja daß sie für mich, den armen Bahnwärter, eine Art Protetektorin sei, die mir den Aufenthalt im Hause des Försters in meinen freien Stunden auf die Dauer offen hielt. In der letzten Zeit schien nämlich eine Wandlung im Benehmen des Försters eingetreten zu sein. Ich glaubte bemerkt zu haben, daß er mich nicht mehr mit dem früheren freundlichen Wohlwollen behandelte und auf eine Gelegenheit sann, mich zu entfernen. Den Anstoß hiezu mochte wohl seine mit Marie ungetragene in gleichem Alter befindliche Tochter Ida gegeben haben, die, eben aus einem Erziehungsinstitut zurückgekehrt, näherkämpfend auf mich herabblies und mich dies bei jeder Gelegenheit fühlen ließ.“

„Wie konnte auch der arme Bahnwärter seine Augen zu der Nichte des Försters erheben? Was konnte ich ihr, dem Mädchen besseren Standes, bieten? Durfte ich es denn jemals wagen, vor sie hinzutreten und zu sagen: „Marie, ich liebe Dich, werde die Meine!“ Ah, sie würde mich ausgelacht haben. „Brunhuber,“ würde sie gesagt haben, „bestimmen Sie sich! Sie sind ein Narr!“

„So waren zwei Jahre vergangen. Da kam ein neuer Förstergeselle ins Haus, ein frischer, junger, lebenslustiger Mann, und diese Gelegenheit nahm man wahr, um mich aus dem Hause zu verdrängen.“

„Es thut mir leid, Brunhuber,“ sagte der Förster eines Tages in seiner herablassenden Weise zu mir, „wir haben keinen Platz mehr; Sie müssen schon anderweitig zusehen, wo Sie unterkommen.“

„Der arme Wärter mußte gehen. Mein Trost war Marie, die einzige, die mir beim Abschied die Hand drückte und mich mit freundlichen Worten entließ.“

„Ach, meine Liebe fand dadurch nur immer stärkere Nahrung. Was half es mir, daß ich des Nachts, wenn alles schlief, in weitem Bogen um das Försthaus herumzuschlich, sehnüchlich nach dem einsamen Lichtlein emporschauend, das aus ihrer Kammer in das Dunkel hineinschimmerte, bis mich das Geßel der argwöhnischen Hunde vertrieb. Aber ich fand doch Gelegenheit, Marie ab und zu zu begrüßen auf ihren Gängen in der Umgegend. Und hochbeglückt eilte ich von dannen, wenn sie ein paar freundliche Worte für mich gehabt.“

„Der Förstergeselle hatte sich in der Försterei, wie es schien, bald beliebt gemacht. Er begleitete die beiden Mädchen auf ihren Spaziergängen in Wald und Weide und war voller Aufmerksamkeit und die Liebeshandlung selbst. Ah, wie mir das ins Herz schnitt, wenn ich die drei von meiner Bude aus unbemerkt beobachtete! Da war die sonst stille Marie so ausgelassen, so fröhlich, da wurde gehäpft und gesprungen, während sie bei mir so gemessen, so ernst, so herablassend war, wie eine vornehme Dame ist gegen den gemeinen Mann!“

„So lebte ich dahin zwischen Furcht und Hoffnung. Vergangen war die schöne Jahreszeit; der Winter hatte früh sein rauhes Regiment angetreten. Wir hatten St. Andreastag. Tagelänger hatte es Schnee gegeben so dicht, daß ich am Mitttag schon die Lampen anzünden mußte. Dann kam am Abend ein scharfer Nordwest hinzu, der die weichen Massen vor sich hertrieb. Da war in den zahlreichen Einschnitten, die die Eisenbahn hier macht, bald keine Schiene mehr zu sehen, Weg und Steg waren verweht, und der scharfe Wind fuhr durch den dicken Mantel hindurch bis auf die bloße Haut, als hätte man im Hemde gestanden. Aber nun hieß es erst recht auf dem Plage sein, auf die Signallaternen achten, daß sie nicht verlöschten, und mit der Schaufel nachhelfen für den Zug an den bedrohtesten Stellen. Damals kannten die Tiere in Feld und Wald die unübersehbare Gewalt, aber auch die Schwächen des Dampfes noch nicht, zitternd stand das Reh auf seinem Wechsell beim Anblick des modernen Drachen, und manches Häslein, das fürwählg genau war, die blendenden Lichter etwas näher betrachten zu wollen, mußte sein Leben lassen und zierte andern Tages den sonst nur spärlich besetzten Bahnwarthaus oder verendete heimwärts im Walddickicht. allerlei anderes Getier, minder harmlos, wühlte sich dies zu nütze zu machen und fröhlich nachtlüherte an dem Bahnstrange entlang, wie man aus den hinterlassenen zahlreichen Fußspuren erkennen konnte, aber zu Gefährdet bekommen hatte ich keine und beunruhigte mich deshalb im Grunde blutwenig.“

„Glücklich hatten die Tageszüge die Strecke passiert und ich hatte nur noch den Nachtzug abzuwarten, dann war ich frei. Wie vorgeschrieben, revidierte ich die Bahn trotz Schnee und Gestrüß noch einmal. Drüben vom Försthaus her blinkte freundlich, wie ein Stern, der Schimmer eines Lichtleins; es war in Mariens Zimmer. Womit mochte sie sich noch beschäftigen in so später Stunde, die Geliebte meines Herzens? Ob sie drinnen im traulichen Stübchen wohl an den einsamen Wärter dachte im Schneetreiben draußen?“

„Mit solcherlei Gedanken beschäftigt, war ich unversehens wieder in die Nähe meiner Bude gekommen, als ich zwischen den dunklen Tannen jenseits des Ueberweges zwei feurige Punkte zu erkennen glaubte, die unruhig hin und her gaukelten. Hol's der Geier, denke ich, das sind die Jägerbüchsen aus der Försterei, die sich eine Cigarre angezündet haben; wohin mögen die wollen bei dem Hundewetter? Eben will ich „Guten Abend!“ hinüberrufen, da sehe ich, daß meine vermeintlichen Glühwürmer — zwei leuchtende Augen sind, einem schwarzen Ungetüm angehörend, das sich mir drohend in den Weg stellt. Ein begehrtliches Knurren machte mir das Blut in den Adern erstarren. Kein Zweifel, das war ein Wolf, eine von den Mordbestien, die zuweilen, in harten Wintern aus dem Ardennerwald herüberkommend, die ganze Gegend in Angst und Schrecken versetzen. Und hinter ihm, als wüßten sie aus der Erde, erichien bald ein zweiter, ein dritter von den wilden Gesellen, die sich im Halbkreis vor mir aufstellten, als wollten sie mich umgarnen von allen Seiten.“

„Ein Entinnen war unmöglich, es blieb mir nur die Bude, deren Thürgriff ich, rückwärts schreitend, zu erreichen suchte, indem ich jede Bewegung des nächsten der Angreifer scharf überwachte. Dieser nahte sich langsam in bedrohlicher Weise und schien zum verhängnisvollen Sprunge auszuholen zu wollen nach keinem wehrlosen Opfer. Ja, wehrlos war ich ganz und gar. Doch vielleicht! Ein Gedanke summt durch mein armes Gehirn. Schnell nahm ich die Laterne aus dem Lederbehälter an der Brust und hielt dem Wolf das grelle Rot der einen Scheibe entgegen in der Meinung, ihn zu erschrecken. Einen Augenblick stunte er, während ich Zeit gewann, mit der Rechten geschwind die Thür der Bude zu öffnen.

„Das war meinen Bedrängern die Veranlassung zum gemeinschaftlichen Angriff. Mit mächtigem Sahe stürzten sich die Bestien auf die Thür, wobei die brennende Laterne klirrend zu Boden fiel, und suchten sich mit Pfoten und Schnauze gleichzeitig mit mir durch die nur angelegene Thür Einlaß zu verschaffen. Es wurde mir siedend heiß um den Kopf; lange konnte ich nicht Widerstand leisten und die Hände drohten mir zu erlahmen. Hinter mir brannte halb erlöschend der Ofen. Daneben war eine verschließbare Aschgrube, tief genug, um allenfalls einen Mann in knieender Stellung aufzunehmen. „Dort,“ jagte ich mir, „kannst du vielleicht Schutz finden, wenigstens so lange, bis der Nachtzug kommt.“

„Ich weiß nicht mehr, wie ich in die Aschgrube gelangt bin, deren Deckel ich hinter mir zuzog, die daran befestigte Kette frampfhaft mit beiden Händen festhaltend. Ich hörte nur, wie die Wölfe polternd in der kleinen Bude umherliefen, alles wild durcheinander werfend, um schließlich über meinem Haupte stehen zu bleiben, bald schnüffelfnd und fragend, bald ein gräßliches Geheul ausstößend.

„Was war zu thun? Es war verzweifelt ungemütlich drinnen in dem engen Raume. Dazu verspürte ich am linken Arm und an der Hüfte ein warmes Nieseln; ich tastete mit der Hand dahin; Mantel und Rock waren an dieser Stelle zerfetzt; ein warmer Blutaußschuß floß mir am Leibe herab.

„Schnüffeltig wartete ich auf die Ankunft des Nachtzuges. Minute um Minute verrann, aber nichts ließ sich hören, nur meine Peiniger über mir hielten Wache mit unermüdlicher Beharrlichkeit. Ob ich um Hilfe rief? Wer hätte es abseits vom menschlichen Verkehr gehört? Ja, wäre selbst der Zug gekommen, wer hätte mich in meinem unterirdischen Versteck vermutet? „Du bist verloren!“ dachte ich, und eiskalt lief es mir den Rücken herunter, daß ich unwillkürlich nach der kalten Stelle griff. Ein fester, runder Gegenstand blieb mir in der Hand hängen. Es war das Wächterhorn, mit dem wir die Ankunft der Jäger signalisiren mußten. Ketter in der Not! Noch nie war mir das Horn von so großer Bedeutung erschienen wie in diesem Augenblicke. Und nun ging's frisch darauf los. In kurzen Locktönen gab ich durch die schmale Ritze hindurch, die mich mit der Welt verband, das Notsignal. Vielleicht, daß ein Nachwächter den bekannten Ruf hörte, vielleicht auch, dachte ich, daß man mir vom Forsthaus aus zu Hilfe kommen werde. Wieder schwebte mir das Ruckeln aus der Dachlampe vor meiner Seele; ja, wenn sie, die Güte, um meine Bedrängnis gewußt, sie hätte sicher alles aufgebietet, um mich zu retten.

„Die Hilferufe meines Hornes vermischten sich mit dem Wutgeheul der Belagerer über mir und der rauschenden Windbraut droben in den Tannenwipfeln. Dann entstand eine Pause. Waren die Wölfe, das Fruchtlose ihrer Belagerung einsehend, abgezogen? Nahte sich Rettung, Hilfe? Keins von beiden. Von neuem stieß ich in das Horn, von neuem heulten die Bestien; schließlich brannte mir die Kehle vor Anstrengung und Blutverlust und ich fühlte meine Kräfte ermatten; vor allem aber war es ein entsetzlicher Durst, der mich quälte.

„Doch horch! Was war das? War das nicht ein Geräusch wie von menschlichen Stimmen? In demselben Augenblick fiel ein Schuß — noch einer — dann ein dumpfer Fall — ein kurzes Nöckeln — ich war gerettet!

„Freudig entstieg ich der dumpfen Grube. Ja, ich war frei. In der offenen Thür, die rauchende Büchse in der Hand, stand hochaufgerichtet die schlanke Gestalt des Forstgehilfen, der mit dem Nidsange einem Wolf eben den Garauß gemacht, während ein anderer bereits regungslos an der Thür lag.

„Tausend Dank, Herr!“ rief ich ihm entgegen und erfaßte seine blutbespritzte Hand, die ich mit Küffen bedeckte. „Sie haben mir das Leben gerettet. Das werde ich Ihnen nicht vergessen zeit lebens.“

„Der Forstgehilfe wehrte ab, so gut er konnte. „Nicht doch,“ sagte er, „nicht mir gebührt der Dank; der wahre Ketter steht dort — draußen — dort bedanken Sie sich — bei der da!“

„Er deutete durch die offenstehende Thür hinaus nach dem Signalmaße, wo in demselben Augenblicke mit mächtigem Brausen der Nachtschnellzug vorbeistob. Eine dunkle, in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt machte Front vor dem Zuge und gab die vorchristlichen Signale.

„Bei der da!“ klang es mir in den Ohren. Ich eilte auf die Gestalt am Posten zu, die sich nach mir umwendete; wer beschrieb meinen freudigen Schreck — es war Marie.

„Ein leichtes Zittern durchdrachte meinen Körper, ich wollte ihr danken, ihr um den Hals fallen, allein die Aufregung, der Blutverlust und die jähle Kälte thaten das Ihrige; meiner nicht mehr mächtig, fiel ich ihr in die Arme.

„Bald war ich von meinen Wunden hergestellt und mein erster Gang war nach dem Forsthaus. Ach, ich wußte nicht mehr, was ich that. Drinnen in der Stadt hatte ich durch Vermittlung der Potenfrau einen Ring machen lassen, auf welchem ein Wolf eingraviert war, darunter die verschlungenen Anfangsbuchstaben unserer Namen. Das Herz war mir so voll; viele Worte konnte ich nicht machen und so trat ich vor Marie hin und gab ihr das Kästchen mit dem Ring.

„Es ist alles, was Ihnen ein armer Wächter geben kann,“ sagte ich gepreßt, „aber es kommt aus aufrichtigem Herzen, um Sie — glücklich zu machen.“

„Sie sah mich an mit ihren klaren blauen Augen wie jemand, den man nicht verfehlt, forschend, als wollte sie auf dem tiefsten Grunde meiner Seele lesen. Dann betrachtete sie den goldenen Reifen aufmerksam, sah den Wolf und die verschlungenen Namenszüge darunter; plötzlich entquoll ein Thränenstrom ihren Augen.

„Um Gottes willen!“ rief ich bestürzt, ihre Hand erfassend, „sprechen Sie, Marie! Habe ich mich wirklich getäuscht? Haben Sie nicht ein einziges Wort für Ihren ehemaligen Schützling? Ist denn alles, alles nur ein Traum gewesen?“

„Sie wissen nicht, was Sie thun, Bräuhuber,“ schluchzte sie, indem sie mir die Hand vergebens zu entwenden suchte: „ich bin nicht das, wofür Sie mich halten, ich bin keine Frau für Sie.“

„Es kann nicht sein, Marie!“ rief ich verzweifelt, „ich kann mich nicht getäuscht haben; jede Faser meines Herzens sagt mir das. Gibt es denn gar keine Hoffnung mehr für mich Armen? Wollen auch Sie mich verlassen? Ach, ich hatte es mir so schön ausgemalt; beide väter- und mutterlos, beide Waisen, allein in der Welt stehend — wie wollten wir gelebt haben, so einträchtig, so glücklich, so ganz uns selbst hingegeben! Nein, Marie, ich kann es nicht fassen.“

„Bräuhuber,“ flüsterte sie, indem sie einen scheuen Blick zu mir herabwarf, der ich zu ihren Füßen niedergeknien war, „Sie sind ein guter Mensch. Aber Sie vergessen, daß das Glück auch von äußeren Dingen abhängt. Ich bin ein armes Mädchen, bittlerarm! Ich lebe von der Gnade anderer!“

„O Marie, wenn es weiter nichts ist,“ rief ich aus, während es wie ein belebender Strom durch meinen Körper ging, „Marie, ist's möglich! Sie verschmähen den armen Wächter also nicht? Sie lieben mich — Du liebst mich!“ jubelte ich außer mir, und hingerissen von meinen überströmenden Gefühlen, schlang ich meinen Arm um den weißen Nacken, ich bedeckte ihren Mund mit Küffen. Sie ließ es zu, ließ es ruhig geschehen, daß ich ihr den Ring an den Finger steckte.

„Nun, der Förster hatte gegen unsere Verbindung wenig einzuwenden; im Grunde war er froh, das Mädchen auf die Weise verlor zu sehen; nach kurzem Sträuben gab er seine Einwilligung.“

„Vier Wochen später bezogen wir das Bahnhüterhäuschen drunten in der Schlucht. In Mariens Ausstattung befand sich der Wolf, welcher ausgeköpft in meiner Bude steht. Der Forstgehilfe hatte es sich nicht nehmen lassen, den unfreiwilligen Freierrmann seinem gewöhnlichen Schicksale zu entreißen, auch bestand er darauf, unsern ersten Jungen aus der Taufe zu heben. „Wolf muß er heißen!“ sagte er, und so geschah es. Der junge Wolf ist jetzt draußen in der Försterei; noch immer wartet er auf eine günstige Gelegenheit, mit seinen vierfüßigen Namensvettern nähere Bekanntschaft zu machen.“

Der Wächter schwieg erschöpft. Ueber das faltige Gesicht leuchtete es wie ein verklärter Schein; es war die Erinnerung an eine vergangene glückliche Zeit, die ihm die Wangen glättete, als wäre ihm das Feuer der Jugend wieder verliehen worden.

Der Oberingenieur reichte ihm die Hand. „Ventre-saint-gris!“ sagte er und seine Stimme hatte einen Anflug von Rührung, „die Wege des Schicksals sind oft wunderbar. Und nun Gott befohlen, Bahnhüter, die Nacht ruht. Ich höre ein fernes Rauschen, es ist der Götterzug.“ Er verabschiedete sich eilig, während der Wächter sich gleichfalls an seinen Posten begab. Von der bald darauf vorbeifahrenden Lokomotive herab ertlang der netische Gruß des Führers: „B'jour, Negrim!“



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Der berühmte Schauspieler Keen sah bisweilen etwas zu tief ins Weinglas, zum größten Bedauern seines treuen Dieners Miller. So oft daher sein Herr irgendwo eingeladen war, stellte er sich auch ein; und wurde beim Nachhause die Dienerschaft aus dem Zimmer entlassen, so nahm er vor der Thür Aufstellung und fragte von Zeit zu Zeit die Herauskommenen ungefähr in folgender Weise:

„Um Verzeihung, mein Herr, wie befindet sich Herr Keen?“

„O, ganz gut.“

„Ist er nicht vielleicht...?“

„Was?“

„Ein wenig betrunken, wenn Sie befehlen.“

„Nur ein wenig angeköpft.“

„Dacht' es wohl, daß es dahin kommen würde,“ seufzte dann Miller, „ungeachtet seines Versprechens, sich heute zu mäßigen.“

Nach einer halben Stunde dieselben Fragen, und auf die letzte vermutlich die Antwort: „Hat nur einen starken Anflug zu einem Haardentel. Ist aber auch eine lustige Gesellschaft. Will uns eben ein Lied singen.“

„Ein Lied singen? Bitte, mein Herr, was für ein Lied?“

„Den Sturm.“

„Den Sturm?“ seufzte Miller, „nun weiß ich alles. Wenn er den Sturm singt, ist er daran, sich schwer zu betrinken.“

Nach einer neuen halben Stunde lauschte Miller am Schlüsselloch, öffnete dann die Thür ein wenig, schloß sie aber schnell wieder und murmelte in großer Betrübniß: „Jetzt ist alles vorbei — keine Hoffnung mehr — er ist vollständig fertig, denn er spricht lateinisch!“

Wo bekommt man das billigste Katerfrühstück? In Zehndid. Im dortigen „Anzeiger“ steht zu lesen: „Bei mir gibt's für 10 Pf. einen Teller mit 3 sauren Herings, Pfeffer, Provencelöl, Mostsch, Vollen, Gurken und Zitronen-scheiben mit Petersilie und Schnittlauch garnirt. Den dazu gehörigen Ochsenmaul- und Rühzwanzigstaler gratis. Alles für 10 Pf. Alles andere ist ja nur Schreierei und nichts dahinter. Julius Becker, saure Heringsfabrik.“

Ein Hagarssohn.

Eine Geschichte aus unserer Zeit

von

Gall Gaine.

Naturistische Uebersetzung aus dem Englischen.

(Fortsetzung.)

Der nächste Tag war ein Sonntag und nach dem Morgengottesdienst sammelte sich eine Gruppe von Männern vor der Kirchenpforte, um über die Ereignisse des vorhergehenden Abends Meinungen und Ansichten auszutauschen. Nachmittags war die Schenkstube des Dorfruges voll von Leuten des Thals und manche scharfsinnige Theorie wurde aufgestellt, das erstaunliche Zusammentreffen von Paul Rittens Gegenwart beim Feuer und seiner angeblichen Abfahrt mit dem Londoner Zug zu erklären.

Hugo wurde an diesem Tage nirgendes gesehen. Aber früh am Montag Morgen eilte er in den Stall und befahl Ratt, ihm ein Pferd zu fatten. Dann sprang er in den Sattel und galoppierte davon, dem Städtchen zu.

Der Morgen war bitter kalt und der Reiter hatte sich bis zum Hals zugeknöpft. Die Luft war feucht, ein dicker Nebelschleier lag auf dem Thal und verhüllte die Felsen bis zur Hälfte. Die winterliche Morgendämmerung mit ihrem sonnenlosen Himmel hatte nicht die Kraft, denselben zu zerreißen. Der Wind hatte sich nach Norden gedreht und war jetzt feucht und eifig kalt. Ein Schneesturm war im Anzug.

Hugos Gesicht sah blaß und übermüdet aus. Schwerfällig lehnte er sich vorwärts im Sattel. Der schneidende Wind traf seine Augen. Er hatte einen starren Blick und schien die Leute nicht zu erkennen, an denen er unterwegs vorüber kam.

Die, der Müller, grub in den Trümmern der verfallenen, zerstörten Mühle. Als Hugo vorbei ritt, erhob er den Blick und murmelte einen Fluch. Der alte Laird Fischer schob einen Schiebkarren am Abhang vor dem Schmelzofen hin, die Maschine an der Einfahrt des Schachts war im Gang.

Als Hugo an der Schmiede vorüber ritt, stand John mit dem Hammer in der Hand an einem räderlosen Wagen, welcher auf Hebebäumen ruhte. Im Gespräch mit einer unsichtbaren Person im Innern der Schmiede sagte er:

„Ich möchte wissen, wo Master Paul in der Nacht vom Sonnabend schlief, ich denke, das würde alles aufklären.“

Ohne den Blick zu erheben, mit gefenkttem Kopf und fest geschlossenen Lippen ritt Hugo dem kommenden Sturm entgegen. In seinem Innern tobte ein anderer Sturm, der jede Regung seiner Seele unterdrückte. Als er an das Pfarrhaus kam, bog er scharf zur Seite und klopfte ungestüm an die Thüre. Bruder Peter, der Diener des Bischofs, kam schlankernd heraus mit einer Geschwindigkeit von sechs Schritten in der Minute.

„Ist Mister Christian zu Hause?“ fragte Hugo.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Peter.

„Wo ist er?“

„Was weiß ich.“

„Sagt ihm, ich werde ihn besuchen, wenn ich zurückkomme in zwei Stunden.“

„Ich weiß nicht, ob ich ihn sehen werde.“

„Dann geht und seht nach ihm,“ rief Hugo ärgerlich und ein Peitschenhieb traf die Flanken des Pferdes.

Bruder Peter wandte sich mürrisch ab.

„Nur alles mit Ruhe,“ murmelte er und schlankerte wieder zurück ins Haus.

Hugo ritt weiter. Ein dünnes Schneegestöber, mit Regen vermischt, begann zu fallen und traf empfindlich sein Gesicht. Der Weg war hart gefroren und das Pferd strauchelte öfter. Aber der Reiter trieb zur Eile.

In kaum einer halben Stunde erreichte er Redwid. Die Leute, welche in Gruppen auf dem Marktplatz standen, wichen zur Seite, um ihm den Weg frei zu geben. Sie grüßten ihn mit Höflichkeit. Er dankte kurz oder gar nicht. Trotz seines langen Ritts war sein Gesicht noch immer bleich und seine Lippen blutlos. Er hielt an einem Gebäude, das ein im Winde hin und her schwankendes Schild als das Gasthaus zum Roß bezeichnete. Vor der Thür stand der alte Willie Calvert, der Wirt, und begrüßte seine Gäste, als Hugo sich ihm näherte.

„Vor einigen Nächten hat mein Bruder Paul hier geschlafen, wie ich hörte,“ begann Hugo.

„So ist's,“ erwiderte der Wirt.

„In welcher Nacht war dies?“

„In welcher Nacht? Lassen Sie mich sehen. Nächsten Mittwoch wird es eine Woche.“

„Haben Sie ihn selbst gesehen?“

„Nein, ich war schon lange zu Bett gegangen.“

„Wer sah ihn? Ihre Frau?“

„Oh, gewiß! — Janne!“ rief er über den Hof. „Sie wird es Ihnen haarklein selbst erzählen.“

Eine gemüthlich aussehende ältere Frau mit weißer Haube und einer Schürze von buntem Rattun kam heraus und näherte sich dem Thier.

„Sahen Sie meinen Bruder — Sie wissen, Paul — als er letzten Mittwoch in Ihrem Hause schlief?“

„Ja, gewiß.“ erwiderte Jannet.

„Was sagte er?“

„Gar nichts. Es war schon sehr spät, ungefähr zwölf Uhr, ich hatte eben das Haus geschlossen und hielt die Kerze in der Hand, um zu Bett zu gehen. Da wurde stark an die Thüre geklopft, und als ich öffnete, war anders stand da als Mister Paul. Er sagte, er wüßte ein Bett, aber er schien niedergeschlagen und keineswegs zu einem Gespräch aufgelegt zu sein. Deshalb fragte ich nicht weiter, sondern führte ihn in das kleine grüne Zimmer und wünschte ihm gute Nacht.“

„Und am andern Morgen, sahen Sie ihn dann?“ fragte Hugo.

„Nur am Morgen, als er für das Zimmer bezahlte, denn er hatte weder gegessen noch getrunken.“

„War sein Aussehen anders als gewöhnlich? Hatte er irgend etwas Auffallendes an sich?“

„Nein, nichts, nur etwas müde schien er zu sein und vielleicht auch etwas anders gekleidet.“

„Worin anders? Was trug er an jenem Abend?“

„So bleich Hugos Gesicht zuvor gewesen war, jetzt sah es so blaß aus, wie ein Gesicht im Mondschein.“

„Ich glaube, so einen braunen, weiß gesprenkelten Rock, aber ich kann mich in diesem Augenblick nicht mehr genau erinnern.“

Hugo starrte sie mit großen Augen an. Die Zunge klebte ihm am Gaumen und versagte ihm den Dienst.

„Ich danke Ihnen, Frau Calvert. Hier, Willie, mein Bester, trinken Sie auf meine Gesundheit mit Ihrer Frau.“

Damit reichte er dem Wirt eine Silbermünze, wandte sein Pferd und ritt davon.

„Daraus kann ich mir keinen Vers machen,“ sagte der Alte.

„Woraus? — Aus dem Geld?“ fragte Jannet.

„Nein, Alte, damit hat's seine Richtigkeit.“

„Dann thu mir den Gefallen und kümmere Dich nicht um anderer Leute Geschäfte.“

Bald hatte Hugo das Haus Borne's erreicht. Hier stieg er ab, befestigte die Zügel an einem Ring am Thür-

pfeosten und zog die Glocke. Im nächsten Augenblick stand er im Theezimmer, welches von einem Kaminfeuer behaglich durchwärmt war. Borne, in Schlafrock und Pantoffeln, erhob sich von seinem Lehnstuhl mit einem Blick des Erstaunens.

„Haben Sie gehört, daß die Mühle am Sonnabend abgebrannt ist?“ fragte Hugo.

Borne nickte.

„Sehr fatal, sehr, der Mann wird Entschädigung verlangen und er hat das Gesetz auf seiner Seite.“

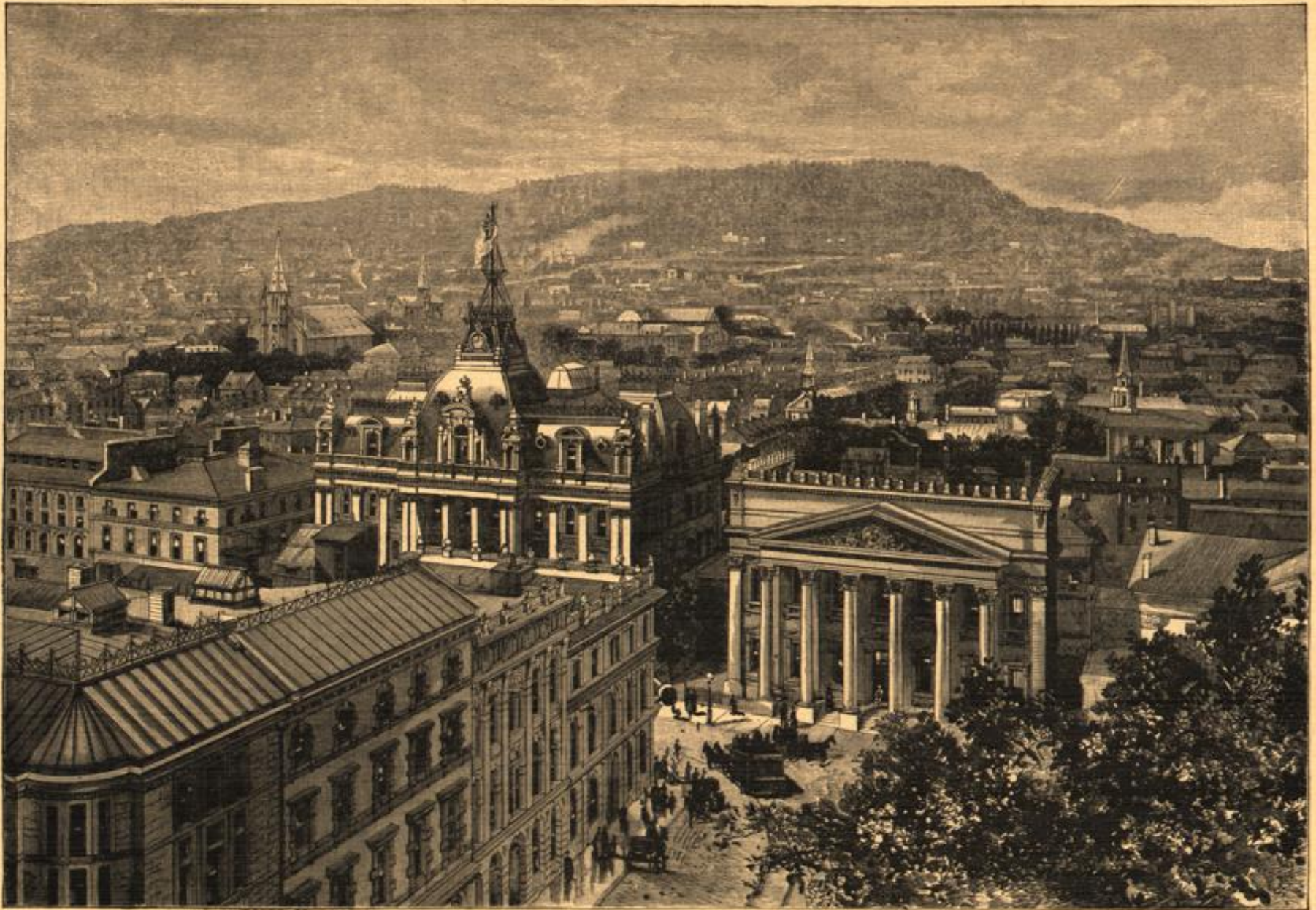
„Nah, eine Bagatelle,“ sagte Hugo mit wegwerfender Geberde.

„Natürlich, wenn Sie meinen —“

„Haben Sie nichts von Paul gehört?“

Borne schüttelte sein gelbes Haupt mit einem fragenden Blick.

Dann erzählte ihm Hugo von dem Mann beim Feuer und von Natts Erzählung, als er mit dem Einspänner angefahren kam. Er sprach mit sichtlichem Befangenheit und hatte Mühe, seine Stimme zu beherrschen. Aber die unbestimmte Furcht, welche ihn befiel, hatte den Abvo-



Montreal (Kanada) von den Türmen von Notre-Dame aus gesehen. (S. 357.)

katen noch nicht ergriffen. Borne hörte mit unglaublichem Lächeln zu.

„Was halten Sie davon?“ schloß Hugo in nervöser Aufregung.

„Daß Natt gelogen hat.“

„Ebenso gut könnte man sagen, die Leute beim Feuer hätten gelogen.“

„Nein. Sie haben ja Paul selbst dort gesehen.“

„Ich habe Ihnen noch etwas mitzuteilen, Borne. Die Wirtleute im Ros zu Kewick behaupten, Paul habe in der Nacht vom letzten Mittwoch in ihrem Hause geschlafen. Ich weiß aber, daß er in jener Nacht zu Hause schlief.“ Borne lächelte wieder. „Ein Irrtum in Betreff der Nacht,“ sagte er, „nichts kann klarer sein.“

„Keine Ausflüchte. Sehen Sie den Thatsachen voll ins Gesicht.“

„Thatsachen? Ein zufälliges Zusammentreffen der Zeugenaussagen; kommt öfters vor, so was — ein Mißverständnis.“

„Wollte Gott, es wäre so!“ Hugo ging in sichtlicher Aufregung und Verwirrung im Zimmer umher, die Augen zu Boden gerichtet.

„Borne, was ist das für ein Ort, wo Mercy sich befindet?“

„Ein Gasthaus in Hendon.“

„Heißt es der Falke?“

„Ganz recht. Eine alte Frau Namens Drayton ist die Wirtin.“

Hugos Schritte wurden unsicher. Bestürzt hörte er auf die Worte des Advokaten.

„Habe ich Ihnen schon gesagt, daß der Hausfrier Dgle behauptet, Paul im Falken in Hendon gesehen zu haben?“

Borne fiel auf seinen Stuhl zurück, ohne ein Wort zu sagen. Eine Ueberzeugung überkam ihn, der er nicht zu widerstehen vermochte.

„Was sagen die Leute?“ fragte er endlich.

„Was sie sagen? Es sei ein Gespenst gewesen und dergleichen Unsinn, die Dummköpfe!“

„Und was sagen Sie, Mister Nitsen?“

„Daß es ein anderer gewesen.“

Der Advokat blieb sitzen, während seine Augen starr ins Leere blickten.

„Was dann? Was folgt daraus, wenn es ein anderer war? Ähnlichkeiten sind nicht selten. Und wenn es nun

einen Mann gibt, der Ihrem Halbbruder Paul so sehr ähnlich sieht, daß er bei drei verschiedenen Gelegenheiten von glaubhaften Zeugen für letzteren gehalten wurde, was folgt daraus?“

„Was daraus folgt?“ überlegte Hugo. „Gott weiß es. Aber ich muß ihn finden. Wer ist dieser Mann? Was ist er? Woher kommt er? Was hat er hier zu suchen? Warum sucht er von allen lebenden Menschen gerade mich, von allen Orten dieser weiten Welt gerade mein Haus heim wie ein Schatten, wie ein Gespenst?“

Borne blickte ihn einen Augenblick schweigend an.

„Mir scheint, Sie sind zu beunruhigenden Vermutungen gelangt. Was meinen Sie?“

„Was?“ wiederholte Hugo und fügte zerstreut hinzu: „Was soll ich sagen?“

Rastlos ging er im Zimmer auf und ab, seine Blicke zu Boden gerichtet, die Stirne nachdenklich und finster in tiefe Falten gezogen. Endlich hielt er an und nahm seinen Hut von dem Divan, auf den er ihn geworfen hatte.

„Borne,“ sagte er, „wir glaubten beide ein Geheimnis ergründet zu haben. Aber ich fürchte, wir sind nicht klüger als blinde Maulwürfe, ich fürchte, wir haben nichts gesehen.“



Ein Schrecken. Gemälde von Leon Oliva.

Mit diesen Worten verließ Hugo das Zimmer, band draußen sein Pferd los und ritt davon.

Der Wind hatte sich noch verstärkt. Eine eisige Luft blies hinter ihm her, als er in leichtem Galopp heimwärts eilte. Durch die nebelige Atmosphäre sah man eine Wolke von dunklem, trübem Rot über die grauen Felsen sich hinziehen. Sie schwebte über der runden Krone der Altklippe wie ein gigantischer, übernatürlicher Raubvogel mit ausgestreckten Schwingen.

Hugo hielt die Zügel mit halb erstarrten Händen, die schneidende Kälte kaum fühlend. Er befand sich in fieberhafter Aufregung und wurde von Befürchtungen verfolgt, welche fast unerträglich waren. Er hatte sein Gewissen in Schlaf gewiegt, aber nun, da es erwachte, vermochte kein Betäubungsmittel es mehr zum Schweigen zu bringen und immer unüberwindlicher drängte sich ihm das Bewußtsein auf, daß er wie ein Schurke gehandelt habe.

Am Pfarrhaus hielt er an, stieg ab und trat ein. Während er in der Halle stand, hörte er Stimmen in der Küche. Es waren die von Bruder Peter und dem kleinen Jakob, dem Schneider, welcher für einen Tag zum Nähen angenommen worden war und am Küchentisch arbeitend saß. „Ich habe schon früher von solchen Geschichten gehört“, ließ sich der kleine Schneider vernehmen. „Als der Sohn der alten Mutter Langdal bei einer Schlägerei hinten im Thal getötet worden war und Mutter Langdal am Rheumatismus zu Bett lag, sah sie ihn an ihr Bett kommen mit Blut überströmte und so deutlich wie im Leben und in weniger als einer Stunde nachher brachte man ihn zu der alten Frau nach Hause auf einer Tragbahre. So war's.“ „Lauter Unsinn mit solchen Geschichten. Ich weiß nicht, ob manche Leute nicht ebenso verrückt sind als Mutter Langdal selbst“, murmelte Peter mürrisch.

Hugo schlug mit seiner Reitpeitsche heftig an die Thüre. „Ist der Pastor zu Hause?“ fragte er, als Peter geöffnet hatte.

„Ist dagewesen und wieder fortgegangen“, sagte Peter.

„Habt Ihr ihm gesagt, daß ich zurückkommen wollte?“

„Das weiß ich nicht.“

Hugo klopfte zornig mit der Peitsche an seine Stiefel. „Wißt Ihr überhaupt irgend etwas? Wißt Ihr, daß Ihr mit einem Gentleman spracht?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wenn Miß Greta zu Hause ist, so sagt ihr, ich möchte sie gerne sprechen. Verstanden?“

Peter verschwand.

Hugo blieb allein in der Halle. Er wartete einige Minuten in der Meinung, Peter werde seinen Auftrag ausführen. Bald aber vernahm er, wie derselbe die Diskussion über Mutter Langdals geistige Verfassung mit dem kleinen Schneider in der Küche wieder aufnahm. Eben war er im Begriff, seinen Zorn durch einen neuen heftigen Sturm auf die Küchentüre zum Ausdruck zu bringen, als die Thüre zum Wohnzimmer sich öffnete. Greta selbst erschien auf der Schwelle und streckte ihm lächelnd die Hand entgegen.

„Ich glaubte Deine Stimme zu hören“, sagte sie, indem sie ihn mit einer Handbewegung zum Eintreten einlud.

„Durch Deinen freundlichen Empfang häuflst Du glühende Kohlen auf mein Haupt, Greta. Ich kann nicht vergessen, in welcher Stimmung wir zuletzt sprachen und schieden.“

„Wir wollen nicht mehr daran denken“, sagte Greta, indem sie einen Stuhl für ihn zum Feuer schob.

Er blieb stehen, wie überwältigt von starken Empfindungen.

„Ich kam, um darüber zu sprechen, um dafür Deine Verzeihung zu erbitten. Ich hatte unrecht“, sagte er mit bebender Stimme.

Sie gab keine Antwort und sah mit gesenkten Augen da. Ein peinliches Schweigen trat ein.

„Du weißt nicht, was ich litt und was ich noch immer leide. Du lebst im Glück, ich aber bin elend. Greta, weißt Du, was das heißt, zu lieben ohne Gegenliebe? — Doch wie solltest Du das wissen! — Es ist unbeschreibliche Qual, für die es keine Worte gibt, Elend, dem keine Thränen Linderung schaffen. Es ist namenlose, unermessliche Pein.“

Er hielt inne. Sie gab keine Antwort. Mit zitternder Stimme fuhr er fort:

„Ich gehöre nicht zu den Thoren, welche glauben, daß die Seelen, welche für einander geschaffen sind, unfehlbar zusammenkommen müssen, daß das Geschick sie von den fernsten Winkeln der Erde einander zuführe, daß das Schicksal stärker sei als sie selbst. Ich kenne die Welt zu wohl, um dergleichen Unsinn zu glauben. Ich weiß, daß jeden Tag, jede Stunde Männer und Frauen sich wegwerfen, Männer an das unrechte Weib, Frauen an den unrechten Mann, und daß dadurch Verwicklungen entstehen, die nimmer zu lösen sind.“ Er trat näher an sie heran und ließ seine Stimme zu einem Flüstern herabsinken. „Greta, erlaube mir, es auszusprechen — ich liebe Dich innig! Wollte Gott, es wäre nicht so. Meine Liebe war nicht von gestern. Du und ich — ich und Du — das war die einzige richtige Verbindung für uns beide auf Gottes weiter Erde. Aber Paul trat zwischen uns, und als ich sah, wie Du Dein Herz dem unrechten Manne schenkest —“

Greta hatte sich erhoben.

„Du sagst, Du seiest gekommen, um Verzeihung zu erbitten für das, was Du mir damals sagtest; in Wirklichkeit aber bist Du gekommen, um es zu wiederholen.“ Damit machte sie Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Ich bin gekommen“, sagte Hugo fester, „Dich zu warnen, bevor es zu spät ist. Ich bin gekommen, Dir zu sagen, so lange es noch Zeit ist: Heirate niemals meinen Bruder, denn, so gewiß als Gott über uns ist, Du würdest es bereuen mit nimmer versiegenden Thränen.“

In Gretas Augen flammte ein Ausdruck der Verachtung auf.

„Nein“, sagte sie, „Du bist gekommen, um mir zu drohen, — ein sicheres Zeichen, daß Du geheime Gründe hast, Dich zu fürchten.“

Es war ein scharfer Hieb und Hugo fühlte sich getroffen. „Greta, ich wiederhole es, Du bist im Begriff, den unrechten Mann zu heiraten.“

„Welches Recht hast Du, so zu sprechen?“

„Das Recht eines Mannes, der mit einem einzigen Wort euch beide für immer trennen könnte.“

Greta war tief bestürzt. Als echtes Weib hätte sie gerne die Hälfte ihres Vermögens dafür hingegeben, dieses Geheimnis zu ergründen. Ihre Entrüstung jedoch war stärker als ihre Neugierde.

„Das ist falsch!“, rief sie.

„Es ist wahr“, erwiderte er. „Ich könnte das Wort aussprechen, das euch weiter als die Erdpole von einander entfernen würde.“

„Dann fordere ich Dich auf, es auszusprechen!“, rief sie. Sie blickten sich an, bleich und mit zuckenden Lippen.

„Das ist nicht meine Absicht. Ich habe Dich gewarnt“, sagte er finster.

„Du glaubst selbst nicht an Deine Warnung“, erwiderte sie.

Er stampfte mit dem Fuße, ohne ein Wort zu sprechen. „Du kamst mit einer leeren Drohung zu mir und die Kurche steht auf Deinem eigenen Gesicht zu lesen.“

Er atmete heftig, gab aber keine Antwort.

„Was es auch sein mag, Du glaubst selbst nicht daran“, wiederholte sie.

Er hatte sich der Thüre genähert; doch jetzt kam er einen Schritt zurück.

„Soll ich das Wort aussprechen? Kannst Du es ertragen?“

„Verlasse mich“, antwortete sie gebieterisch, „und trage Deine Lügen anderswohin.“

Im nächsten Augenblick war er verschwunden. So gleich kühlte sich ihr Zorn ab und die weibliche Neugierde regte sich wieder hundertfach stärker.

„Gerechter Himmel! Was wollte er damit sagen?“ dachte sie und das Blut strömte zu ihrem Herzen. Sie war schon halb entschlossen, ihn zurückzurufen. „Konnte es wahr sein?“ Thränen rollten ihre Wangen herab.

„Er hat eine geheime Gewalt über Paul, was kann das sein?“ Sie eilte zur Thüre. „Hugo! Hugo!“

Aber schon war er verschwunden; von ferne hörte man noch den Galopp seines Pferdes. Greta trat in das Haus zurück und sank in einen Stuhl, bittre Thränen des Verdrusses und des beleidigten Stolzes vergießend.

Nach dem Mittagessen nahm der Vikar sein dickes Tagebuch vom Bücherbrett herab, schob seinen Stuhl näher an das Kaminfeuer und begann zu blättern. Greta hatte ihren Mantel umgelegt und setzte den Hut auf.

„Ich gehe, im Dorf einen Besuch abzustatten“, sagte sie und trat dann hinter den Stuhl des alten Geistlichen, über seine Schulter auf das Buch blickend, das er auf den Knien hielt. „Nach was suchen Sie da?“ fragte sie lächelnd.

Der Vikar schüttelte mit ernster Miene sein Haupt. „Das ist so: ich begegnete nämlich heute morgen dem jungen Nitson.“

„Hugo?“

„Ja, er ritt nach Hause von seiner Eisengrube, hielt aber an und fragte mich, ob ich ihm sagen könne, wann sein seliger Vater zuerst in diese Gegend gekommen sei und wie alt sein Bruder Paul um jene Zeit gewesen sein könne.“

„Warum erkundigt er sich darnach?“ fragte Greta betroffen.

„Das kann ich nicht sagen. Ich sagte ihm, ich könne ihm keine Auskunft geben, ohne zuvor in meinem Tagebuch nachgeschlagen zu haben. Laß sehen, es muß wohl etwa siebenundzwanzig Jahre her sein. Wie alt ist Dein Bräutigam, Greta?“

„Paul ist achtundzwanzig Jahre alt.“

„Und jetzt schreiben wir fünfundsiebenzig. Achtundzwanzig von fünfundsiebenzig — macht siebenundvierzig. Ich erinnere mich, Paul war damals ein ganz kleines Kerlchen. Ich will einmal die Eintragungen von siebenundvierzig nachsehen. 1844 — 45 — 46 — da ist's, da ist's! 47. Und auch gleich die richtige Seite! Sieh, da haben wir's.“

Und der Vikar las laut, was er da mit eigener Hand in sein Tagebuch eingeschrieben hatte:

„19. November, Sonntag. Die Kirche war sehr stark besucht. Pastor Skerton las die Gebete. Ich predigte über

Matth. 7, 23. 24. Nach dem Gottesdienst brachte mir Skerton seinen neuen Nachbar, Allan Nitson, der mich zu Tisch einlad. Ich ging mit ihm und lernte auch seine Frau kennen. Sie haben ein Kind Namens Paul, nur einige Monate alt, ein kleines, winziges Bübchen, das noch auf dem Arm getragen wird. Nitson ist ein rauher, berber Landmann von guter, alter Art, aus Schottland gebürtig.“

„Ich möchte gerne wissen, wozu er das erfahren will“, sagte Greta nachdenklich und ging, ihr angekündigtes Verhaben auszuführen.

Länger als eine Stunde war sie abwesend, und als sie zurückkehrte, war der kurze Wintertag bereits seinem Ende nahe. Nur ein schwacher gelber Schimmer noch begrenzte den westlichen Horizont.

„Greta, man hat von der Gyll nach Dir gesandt“, sagte der Vikar, als sie eintrat. „Frau Nitson wünscht Dich heute abend zu sprechen. Ratt, der Kutscher, ist mit dem leichten Wagen gekommen, Dich zu holen, aber wieder zurückgefahren.“

„Ich werde ihm sogleich folgen“, sagte Greta.

„Nein, mein Kind, es ist schon zu spät“, erwiderte der Alte.

„Vor der Dunkelheit war mir noch nie bange“, sprach Greta wohlgenut.

Sie nahm eine Laterne, zündete die Kerze darin an, hüllte sich fester in ihren Mantel ein und wandte sich zum Gehen.

„Dann nimm dieses Papier mit für den jungen Mister Hugo, bitte“, sagte der Vikar; „es ist der Auszug aus meinem Tagebuch.“

Greta zögerte. Aber sie konnte dem guten alten Mann nicht sagen, was zwischen ihr und Hugo vorgefallen war. Abschiednehmend ergriff sie das Dokument und machte sich eilig auf den Weg.

Als Greta das Haus verließ, war die Atmosphäre von dichtem gelblichem Nebel erfüllt. Es dunkelte rasch, und kaum hatte sie das Dorf erreicht, als dünne Schneeflocken zu fallen begannen. Sie fühlte, wie sie der Wind ihr ins Gesicht trieb.

Bald erreichte sie die kleine Gruppe von alten Häusern, die sie in der herabsinkenden Nacht nur undeutlich mehr sehen konnte. Als sie an der Mühle vorüber ging, unterschied sie kaum noch deren zerstörtes Dach, das sich wie eine finstere Pyramide vom Nachthimmel abhob. Der Schnee fiel dichter und dichter und lag bald in einer festen Schichte auf der Vorderseite ihres Mantels und der Laterne in ihrer Hand.

Sie eilte vorwärts. Der Wind seufzte in den kahlen Zweigen der Bäume, von ferne der fernen Gyll her hörte man das matte Rauschen eines halb gefrorenen Wasserfalls. Außer diesen Lauten und dem dumpfen Schall der Schritte Gretas auf der schneebedeckten Straße unterbrach nichts die nächtliche Stille.

Immer stärker fiel der Schnee, doch Greta achtete nicht darauf. Sie war in tiefe Gedanken versunken. Sie dachte an Paul, wie er in dem dicken Buch des Vikars verzeichnet stand, Paul als ein Kind, ein kleines, niedliches Bübchen, das noch nicht gehen konnte. War es möglich, daß Paul, ihr Paul, einst so gewesen war? Natürlich war es thöricht, so zu fragen; jedermann muß einmal ein Kind gewesen sein. Aber der Gedanke war doch so seltsam, so eigen.

Dann dachte sie an Paul als Mann, Paul, wie er gewesen war, herzengroß und lebenslustig, und Paul, wie er jetzt war, gequält von bitteren Sorgen. Sie dachte an ihre Liebe zu ihm, an die feine zu ihr. Sie dachte daran, daß sie bald, sehr bald sich die Hände reichen und vereint der ungewissen Zukunft in dem unbekannten Land entgegentreten sollten. Sie hatte ihm ihr Wort gegeben. Ja, und sie war auch bereit, zu gehen.

Sie dachte an Paul in London, und wie bald er wieder ins heimische Thal zurückkehren werde. Heute war Montag und Paul hatte versprochen, am Mittwoch wieder da zu sein. Nur noch zwei Tage! Und doch, wie lange noch!

Jetzt hatte Greta den Pfad erreicht, welcher zur Gyll hinauf führte. Bald mußte sie oben sein. Wie dicht die Bäume am Wege standen! Sie verdeckten den letzten Schimmer von Helligkeit am Himmel. Das gelbe Licht der Laterne durchdrang kaum den Schnee, der wie eine Kruste darauf lag.

Gretas Gedanken eilten voraus zu Frau Nitson. Es war seltsam, daß Pauls Mutter nach ihr gesandt hatte. Sie waren befreundet, ohne daß jedoch jemals ein lebhafter Verkehr zwischen ihnen stattgefunden hätte. Frau Nitson war eine stille, ernste Frau von weltabgekehrtem Sinn und Gretas frohe Lebenslust hatte sich in ihrer Gegenwart stets beengt gefühlt. Aber Paul liebte seine Mutter und deshalb mußte notwendig auch sie selbst Pauls Mutter lieben und verehren. Paul war ihr erster und letzter Gedanke, der Mittelpunkt ihrer Welt. Sie war ein Weib und Liebe war ihr Leben, ihr Beruf!

Hier, auf diesem Seitenweg, befand sie sich in tiefster Finsternis. Mehr als einmal stieß sie gegen die Felssteine und ging dann lachend weiter. Einen Augenblick glaubte sie ein Geräusch, ganz in der Nähe, zu hören. Sie blieb stehen und horchte. Nein, es war nichts. Nur noch hundert Schritte! Also, Mut!

Dann plötzlich, ohne daß sie wußte, warum, kamen ihr die Erlebnisse des Morgens wieder in den Sinn. Sie dachte an Hugo und seine geheimnisvolle Drohung. Was wollte er damit? Welches Unheil konnte er ihnen zufügen? O, wäre sie doch besonnener gewesen und hätte gefragt! Ihr Herz zitterte. Wie ein Blüßstrahl flammte plötzlich der Gedanke in ihr auf, daß vielleicht er und nicht seine Mutter nach ihr gesandt habe. Ihre Pulse schlugen heftiger.

In diesem Augenblick schoß ein Rabe über ihr hin mit seinem heiser klagenden Schrei. Gleich darauf hörte sie Schritte sich nähern. Sie kamen rasch auf sie zu. Sie hielt an.

„Wer ist da?“ fragte sie.

Keine Antwort erfolgte.

„Wer ist da?“ rief sie nochmals.

Dann hörte sie schwere, stapfende Schritte auf dem Schnee. Durch die Dunkelheit kam ihr jemand entgegen. Obgleich sie am ganzen Leib zitterte, machte sie noch einen Schritt vorwärts und blieb dann wieder stehen. Die Schritte gingen an ihr vorüber. Nun richtete sie das Licht ihrer Laterne voll auf die sich entfernende Gestalt.

Es war diejenige eines Mannes. Indem er hastig vorüber schritt, wandte er den Kopf über seine Schulter, so daß sie sein Gesicht sah. Es war Pauls Gesicht, bleich, erregt, mit flammenden Augen.

In Gretas Adern erstarrte alles Blut.

„Paul!“ rief sie, unfähig, sich zu bewegen.

Dann war sie einen Augenblick wie bewußtlos. Die Erde schien unter ihren Füßen zu wanken. Als sie wieder zu sich kam, stand sie allein auf dem Weg und die Laterne lag, halb in Schnee versunken, auf der Erde zu ihren Füßen.

War das alles ein Traum gewesen?

Sie befand sich nur noch wenig Schritte vom Hause. Die Thüre in der Säulenhalle stand offen. In starrem Entsetzen rannte sie hinein. Niemand war in der Halle. Kein Laut war zu hören, nur von der Küche her vernahm sie ein Stimmengewirr.

Sie eilte durch den Gang und riß die Küchentüre auf. Die Hostie waren beim Abendessen, schwatzten, lachten, aßen und rauchten.

„Hört ihr nicht jemand im Hause?“ rief sie.

Die Männer sprangen auf, verwundert und bestürzt. Ein tiefes Schweigen trat ein.

„Wann das?“

„Jetzt eben.“

„Nein. Wer war es?“

Eilig verließ sie die Küche, ohne sich mit Erklärungen aufzuhalten, stürmte die Treppe hinan und riß die Thüre von Hugos Zimmer auf. Hugo saß am Tische, vor ihm lagen Papiere und Bücher.

„Hast Du Paul gesehen?“ rief sie mit vor Angst halb erstarrter Stimme, Schreck und Entsetzen im starren Blick.

Hugo sprang hastig auf.

„Paul! Wo?“

„Hier — diesen Augenblick.“

Ihre Blicke begegneten sich. Er war sehr bleich und gab keine Antwort. Hatte sie geträumt? Sie blickte auf die mit Schnee bedeckte Laterne in ihrer Hand hinab. Ja, ja, alles mußte nur Traum, nur Vision gewesen sein.

Sie ging zurück zur Treppe und blieb schweigend dort stehen. Die Diensteute waren aus der Küche herbeigelaufen und blickten verwirrt und in ratloser Bestürzung nach ihr.

Dann erreichte ein leises Stöhnen Gretas Ohr. Sie stürzte nach Frau Ritsons Zimmer. Die Thüre stand weit offen. Im Kamin brannte ein Feuer, eine angezündete Kerze stand auf dem Tisch.

Ausgestreckt auf dem Fußboden lag Pauls Mutter, kalt, still und regungslos.

Als Frau Ritsen unter den Bemühungen Gretas endlich das Bewußtsein wieder erlangte, starrte sie um sich mit leerem, totem Blick. Greta kniete neben ihr und half dann, sie ins Bett zu heben. Frau Ritsen sprach nicht, aber sie hielt Gretas Hand mit nervösem Griff umspannt, wenn sie ihr Trost zusprach. Von Zeit zu Zeit befiel sie ein Zittern und dann starrte sie angsterfüllten Blickes nach der Thüre. Aber kein Wort kam über ihre Lippen.

So verging Stunde um Stunde, die Nacht war schon stark vorgerückt. Eine peinliche Stille lag über dem Haus. Nur in der Küche konnte man geschwätziges Klüstern hören. Hier waren die Diensteute in eifrigstem Erzählen begriffen, jede Zunge war in Bewegung, um Vermutungen aufzustellen und dem Gefühl des Erstaunens Ausdruck zu geben.

Hugo kam zu wiederholtenmalen aus seinem Zimmer herüber in das seiner Mutter. Von Zeit zu Zeit blickte er herab auf das müde, bleiche, ruhige Gesicht. Aber er sprach beinahe nichts und stellte keine Fragen.

Greta saß neben dem Bett, kaum weniger müde, weniger bleich, als die Lebende selbst, still und von schrecklichen Vorstellungen gequält. Gegen Mitternacht kam Hugo, um zu sagen, daß Peter ihr vom Pfarrhaus nachgesandt worden sei, sie heimzuleiten. Greta erhob sich, legte Hut und Mantel an, küßte die schweigenden Lippen und ließ sich hinausführen.

Als sie die Treppe hinabgingen, hielt Greta vor dem Zimmer Hugos an und forderte ihn auf, mit ihr einzutreten. Sie gingen zusammen in das Gemach, dann schloß Greta die Thüre.

„Nun, sage mir, was dies bedeutet,“ begann sie.

Hugos Gesicht war sehr bleich, seine Augen hatten einen unstäten Blick, und wenn er sprach, klang seine Stimme dumpf und hohl.

„Das bedeutet,“ sagte er, „daß Du das Opfer einer Täuschung geworden bist.“

Gretas bleiches Gesicht färbte sich.

„Und Deine Mutter, ist sie auch das Opfer einer Täuschung geworden?“

Hugo zuckte mit den Achseln und gab keine Antwort.

„Sprich, sage mir die Wahrheit, sei einmal wenigstens aufrichtig, sage mir, wie kannst Du Dir dieses erklären?“

„Wenn ich es erklären könnte, so wäre es ja kein Geheimnis.“

Greta fühlte das Blut in ihren Fingerspitzen prickeln.

„Glaubst Du, daß ich Dir die Wahrheit gesagt habe?“ fragte sie.

„Daron bin ich überzeugt.“

„Glaubst Du, daß ich Paul auf dem Weg gesehen habe?“

„Ich bin sicher, daß Du glaubst, ihn gesehen zu haben.“

„Weißt Du gewiß, daß er abreiste?“

Hugo nickte.

„Und weißt Du bestimmt, daß er noch nicht zurück kam?“

„Ganz bestimmt.“

„Und deswegen bist Du der Ansicht, daß das, was ich gesehen habe, bloß das Resultat erhöhten Blutes sei?“

Hugos Lippen verzogen sich zu einem Lächeln, seine glänzenden Augen nahmen für einen Augenblick den Ausdruck humoristisch angeregter Gemütsruhe an. Er trat, ohne auf Gretas Frage anders als mit jenem Lächeln zu antworten, an den Tisch und schob einige Papiere zusammen.

Dies erinnerte Greta an das Dokument, das ihr der Vikar mitgegeben hatte.

„Ich hätte Dir dies schon früher zustellen sollen,“ sagte sie, ihm das Papier reichend.

Er nahm es, dem Anschein nach ohne besonderes Interesse, legte es ungelesen auf den Tisch und ging mit Greta zur Thüre.

Im Hof stand der leichte Schlitten, Ratt saß auf dem Boß und Bruder Peter auf dem hintern Sitz. Das Schneegestöber hatte aufgehört, doch lag der Schnee mehrere Zoll tief.

Hugo half Greta beim Einsteigen, dann nahm er die Lampe von dem Schlitten und leuchtete damit einige Schritte vor dem Pferd auf dem Schnee umher.

„Es sind keine Fußstapfen zu finden,“ sagte er mit einem schwachen Versuch zu lächeln, wenigstens keine, welche vom Hause ausgehen.“

Greta selbst hatte schon zu zweifeln angefangen. Es fehlte ihr die Geistesgegenwart, zu fragen, ob überhaupt außer Peters Fußstapfen noch andere zu finden seien. Die Sache war nicht mehr aufzuklären. Es waren schon drei Stunden darüber hingegangen und man konnte leicht dazu kommen, den eigenen Sinnen zu mißtrauen.

Hugo steckte die Lampe wieder in ihre Hülle am Schlitten.

„Hast Du einen Schrei ausgestoßen,“ fragte er, „als Du sahst — als Du es sahst?“

Greta begann sich zu schämen.

„Das mag wohl sein. Ich kann nicht bestimmt sagen —“

„A, das erklärt die ganze Sache. Kein Zweifel, meine Mutter hat Dich gehört und erschrak darüber. Jetzt sehe ich alles. Nun vorwärts, Ratt — eine kalte Fahrt — gute Nacht!“

Greta fühlte, wie ihr Gesicht in der Dunkelheit erglühte. Noch ehe sie Zeit hatte, eine Antwort zu finden, war sie auf dem Weg nach Hause.

Zuweilen vernahm sie ein unterdrücktes Richern vom Kutschbock her. Ratt lachte vor sich hin mit großer Genugthuung. Seit dem Brande der Mühle hatte er sich alles wohl überlegt und war jetzt vollkommen überzeugt von der Richtigkeit seiner Kombination. Wenn die Leute sagten, Paul sei beim Feuer gewesen, so lachte er spöttisch, weil er wußte, daß er ihn eine Stunde vorher am Bahnhof verlassen hatte. Aber in einem Gehirn wie Ratts wirkt eine Idee oft seltsam nach. Ratt wußte, daß zwischen den Brüdern ein ernster Zwist bestand. Er wußte auch, daß es zwei Wege nach dem Bahnhof gab — der eine führte durch Kefwif, der andere über Lattrigg. Mister Paul mochte wohl seine besonderen Gründe dazu gehabt haben, zu behaupten, er gehe nach London, und wiederum seine besonderen Gründe, nicht dahin zu gehen. Ratt hatte ihn verlassen, als er den Bahnhof von der Stadtseite her betrat. Aber was konnte ihn daran hindern, durch den Eingang auf der Seite nach Lattrigg zu wieder hinaus zu gehen? So war's — natürlich — das hatte er gethan. Er hatte Cumberland niemals verlassen. Mein Gott, wie blind manchmal die Leute sind!

Das war's, was in Ratts Kopf vorging, während er überlegen vor sich hin lachte und der Schlitten über die frostnarrende, schneehelle Straße sauste.

Es entsprach Hugos Absichten, wenn Greta sich für das Opfer irgend einer Täuschung hielt. Er hatte nichts dagegen, wenn sie sich einerseits mit Gespensterfurcht abquälte, nichts, wenn sie andererseits zu dem Schluß kam, daß Paul sie in Bezug auf seine Abreise getäuscht haben möchte. Nur das mußte durchaus verhindert werden, daß Greta den einzig richtigen Schluß aus den Thatfachen zog, nämlich, daß sie Paul zu erblicken geglaubt, in Wirklichkeit aber einen andern Mann gesehen hatte.

Dies aber war seine eigene Ueberzeugung. Es stand seiner Ansicht nach ganz unzweifelhaft fest, daß ein Mann existierte, welcher Paul so vollkommen ähnlich war, daß er schon früher in drei Fällen und jetzt nochmals von ganz unbefangenen Personen für Paul gehalten wurde. Dieser andere Mann aber, wer war es?

Als Hugo nach der Abfahrt Gretas allein im Hofe zurückgeblieben, überließ ihn ein kalter Schauer. Er hatte Greta lachend gute Nacht gewünscht mit dem sorglosen Wesen eines Mannes, der seine Zweifel und Verwirrung abgeschüttelt hat. Jetzt eilte er hastig in sein Zimmer, setzte sich an den Tisch, ergriff das Papier, welches der Vikar ihm gesandt hatte, und las es mit gierigen Augen.

Er las es wieder und wieder. Er sah es Wort für Wort, Zeile für Zeile zu verkehren. Als er es niederlegen wollte, zitterten seine Finger so sehr, daß er es fallen ließ. Mit Anstrengung nur erhob er sich von seinem Stuhle.

Was er befürchtet hatte, das mußte er jetzt als Gewißheit anerkennen. Er öffnete eine Schublade und nahm die von Vorne erhaltenen drei Urkunden heraus. Dann suchte er die ältesten Datums und legte sie neben den Auszug aus Vikar Christians Tagebuch.

Das gerichtliche Dokument betrafte: Paul, Sohn von Grace Ormerod und ihrem Ehemanne Robert Lother, geboren am 14. August 1845.

Der Auszug des Vikars lautete: Paul, Sohn von Grace Ormerod und deren Ehemann Allan Ritsen, am 19. November 1847 noch ein Kind, das auf dem Arm getragen wurde.

Paul Ritsen konnte nicht Paul Lother, und somit nicht der Halbbruder Gretas sein.

Hugo fiel in seinen Stuhl zurück wie einer, der einen Schlag bekommen. Seit Monaten hatte er über einem Schurkenstreich gebrütet, der sich jetzt als unnütz und unmöglich erwies. Die Rache, die er sich selbst versprochen hatte für seine beleidigte, mit Füßen getretene Liebe, die Rache, die er Wiedervergeltung, Blutrache genannt hatte, war nun nichts als eine alberne Possie.

Eine Stunde lang lief er auf und ab im Zimmer mit glühendem Gesicht und wankenden Knien.

Ratt kam zurück vom Pfarrhaus, brachte das Pferd in den Stall und ging darauf in die Küche, welche schon längst still und verlassen war. Er vernahm die rastlosen Schritte und wurde neugierig, ob sonst noch irgend etwas vorgefallen sei. Endlich wagte er es, nach oben zu gehen und geräuschlos die Thüre zu öffnen. Aber der neugierige junge Lagenichts hatte noch nicht Zeit gehabt, seine uneigennütigen Dienste anzubieten, als er schon mit einem Fluch hinausgejagt wurde. Er kehrte zur Küche zurück, fest überzeugt, daß sein Herr irgendwo in jenem geheimnisvollen Zimmer einen geräumigen Schrank mit einer guten Auswahl starker Getränke haben müsse.

„Wie der Herr, so der Diener!“ sagte Ratt, braute sich eine starke Kanne Warmbier, zog seine großen Stiefel ab und machte es sich bequem bei den letzten glimmenden Kohlen des Herdfeuers.

Hugos Schlafzimmer lag neben seinem Arbeitszimmer. Er ging zu Bett und versuchte zu schlafen, aber der Schlaf blieb ihm fern. Eine Stunde lang warf er sich hin und her, dann stand er auf, ging wieder auf und ab und legte sich endlich nochmals zu Bett.

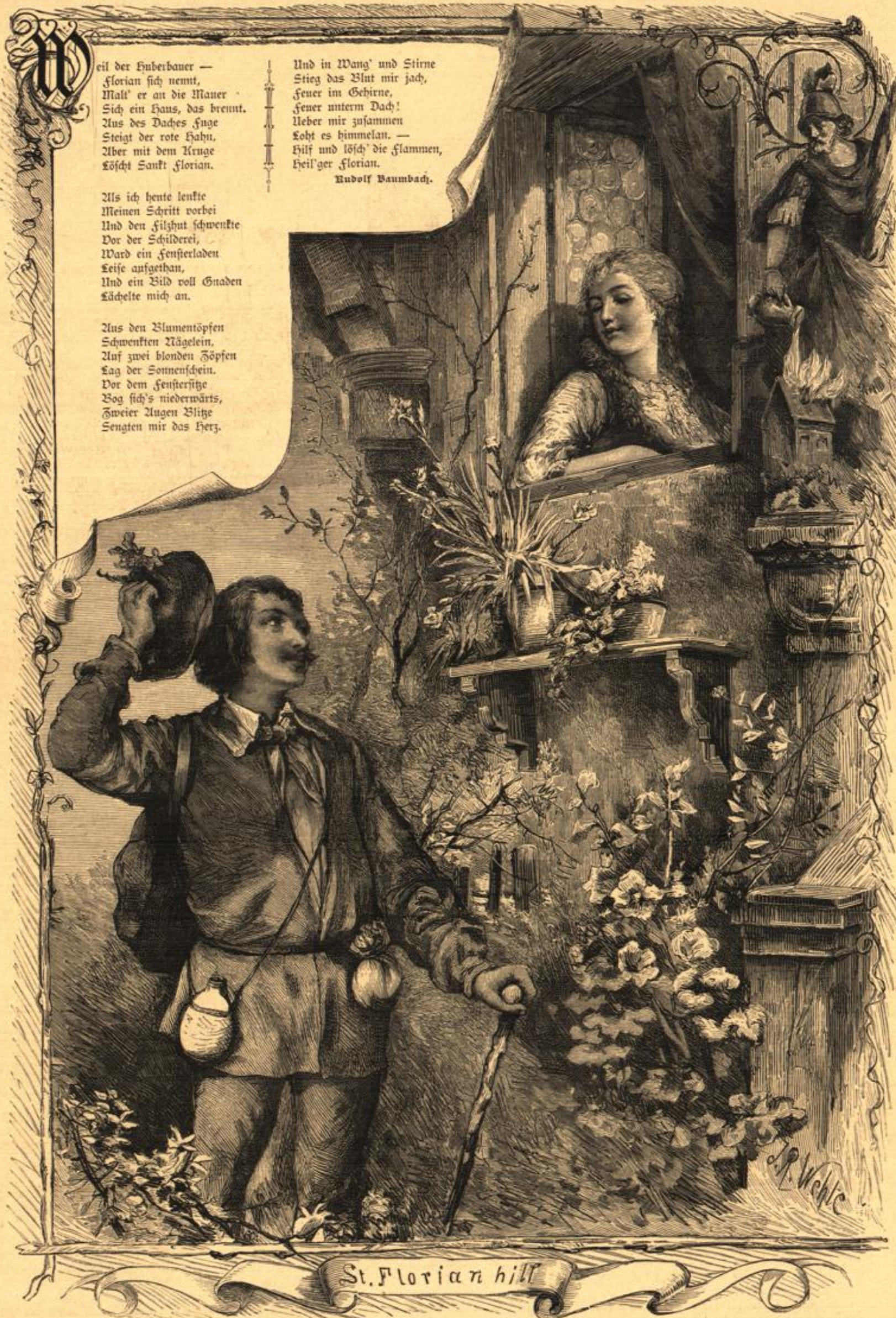
Er fühlte die erste Regung seines noch nicht erstickten Gewissens und kämpfte mit der Gewalt, die ihn vorwärts trieb — diese Gerechtigkeit müssen wir ihm widerfahren lassen — aber er war schon zu weit gegangen; noch weiter gehen war ebenso leicht wie das Zurück, und — weiter mußte er.

So lange er wirklich der Ueberzeugung war, daß Greta die Halbschwester des Mannes, den die Welt als Paul Ritsen, seinen Bruder, kannte, hätte er, ohne zu zuden, ein ruhiger Zeuge der heiligen Handlung sein können, die sie für immer vereinigen sollte. Dann hätte er ohne Gewissensbisse, ohne Skrupel vortreten und sie trennen können, hätte es ruhig mit ansehen können, wie heißes, hoffnungsloses Verlangen das Herz dieses Weibes brach, das seine heftige Liebe zurückgewiesen hatte. Das wäre eine entsprechende Wiedervergeltung gewesen und die Stimme der Natur würde ihm zugestimmt haben, daß er wohl gethan.

Aber nun, da es nicht länger möglich war, an irgend welche Verwandtschaft zwischen Paul und Greta zu glauben, erlahmte die Kraft seiner Vernünftigkeit, die Wiedervergeltung sank zur einfachen Rache herab.

Er konnte weiter gehen, aber ohne jede Selbsttäuschung. Wenn er ausführte, was er beabsichtigte, so war er ein Schurke — mit Bewußtsein ein Schurke.

Hugo sprang aus dem Bett. Der Schweiß stand in dicken Tropfen auf seiner Stirne. Die Zunge schwoß



Weil der Huberbauer —
 Florian sich nennt,
 Malt' er an die Mauer
 Sich ein Haus, das brennt.
 Aus des Daches Fuge
 Steigt der rote Hahn,
 Aber mit dem Krüge
 Löscht Sankt Florian.

Und in Wang' und Stirne
 Stieg das Blut mir jach,
 Feuer im Gehirne,
 Feuer unterm Dach!
 Ueber mir zusammen
 Loh't es himmelan. —
 Hilf und löscht' die Flammen,
 Heil'ger Florian.

Rudolf Baumbach.

Als ich heute lenkte
 Meinen Schritt vorbei
 Und den Filzhut schwenkte
 Vor der Schilderei,
 Ward ein Fensterladen
 Leise aufgethan,
 Und ein Bild voll Gnaden
 Lächelte mich an.

Aus den Blumentöpfen
 Schwenkten Nägelein,
 Auf zwei blonden Töpfen
 Lag der Sonnenschein.
 Vor dem Fensterstige
 Bog sich's niederwärts,
 Zweier Augen Blicke
 Sengten mir das Herz.

St. Florian hill

Berliner Ballfiguren.

Originalzeichnung von A. Sanjura.



ihm im Munde. Seine großen Halsadern traten heraus wie dicke Stränge.

Ohne zu wissen, warum, ging er aus seinem Zimmer hinüber in das seiner Mutter. Eine Kerze brannte dort auf dem Tisch. Das Kaminsfeuer war erloschen. Eines der Mädchen saß neben dem Bett, den Kopf im Schlaf gebeugt. Er näherte sich. Seine Mutter atmete sanft. Sie war in Schlummer gesunken; auf dem bleichen Gesicht lag ein Ausdruck vollkommener Ruhe, die scharfen Züge hatten sich gemildert, die müden Augen waren leicht geschlossen. Der rauhen Welt geschlossen war auch ihre gebeugte, grambeladene Seele.

Hugo empfand Rührung. Jrgendwo in der Tiefe dieser starren, eisigen Natur hatte der Engel der Liebe die stillen Gewässer mit seinem Flügelschlag aufgerührt.

Er beugte seinen Kopf herab, um die kalte Stirne mit seinen siederheißen Lippen zu berühren. Aber plötzlich richtete er sich wieder auf. Nein, nein, nein! Zärtlichkeit war nicht seine Sache.

Mit leisen Schritten schlich er sich hinaus, in sein eigenes Zimmer zurück.

Dort nahm er eine Flasche Brantwein aus einem Schrank und trank hastig ein Glas davon. Dann legte er sich nieder und versuchte aufs neue, einzuschlafen. Er dachte an Greta. Selbst seine Liebe zu ihr war ohne Zärtlichkeit. Sie war nur brennende Leidenschaft. Aber dennoch brachte sie ihn zum Weinen. Bohnige, heiße, bittere, schmerzliche Thränen entströmten seinen Augen. Und unten, in jenem verborgenen, tiefen Quell des Gefühls, wo auch er ein Mensch war wie andere Menschen, blutete Hugo Ritsens starkes Herz. Er hatte geglaubt, eine Liebe wie die seinige müßte die ganze Welt seinem Willen unterwerfen, und wenn ein Weib im Stande wäre, sie zurückzuweisen, so müßten die Steine schreien. — Pah!

Wollte denn der Schlaf niemals kommen? Er sprang auf und lachte spöttisch, trank noch ein Glas Brantwein und lachte wieder. Seine Thüre war offen, die hohle Stimme hallte im Hause wider.

Er legte einen Schlafrock an, nahm die Lampe in die Hand und ging die Treppe hinab in die Halle. Ein Wind hatte sich erhoben. Er heulte und stöhnte rings um das Haus und leckte an ihm hinauf mit zischenden Zungen.

Hugo ging zum Kamin, wo das Feuer erloschen war. Hier stand er, ohne zu wissen, warum. Die Lampe in seiner Hand warf ihren Schein auf den Spiegel an der Wand. Aus demselben blickte ein gerötetes, verstörtes Gesicht mit hohlen Augen und offenen Lippen.

Dieser Anblick erinnerte ihn an eine andere Scene. Er schritt in das kleine Zimmer an der Hinterfront. Es war das Gemach, in dem sein Vater starb. Jetzt war es leer, nur eine Matratze, ein Stuhl, ein Tisch, nichts weiter war darin.

Hugo hob die Lampe über seinen Kopf und blickte um sich. Er erlebte nochmals die ganze schreckliche Tragödie. Lautlos schlich er zur Thüre und öffnete sie ein wenig; dann sah er vorsichtig hinaus, und indem er sie offen stehen ließ, stellte er sich hinter sie, mit gesenktem Kopf und horchendem Ohr. Sein Gesicht trug ein geisterhaftes Lächeln.

Draußen seufzte und heulte der Wind.

Hugo warf die Thüre ganz auf und schritt in die Halle zurück. Hier stand er einige Minuten lang, den Blick unbeweglich auf eine Stelle gerichtet. Dann eilte er nach seinem Zimmer. Als er die Treppe hinauf ging, lachte er.

In sein Schlafzimmer zurückgekehrt, goß er sich noch ein Glas Brantwein ein und dann legte er sich nochmals schlafen. Diesesmal vermochte er in der That einzuschlafen und sein Schlaf war lang und tief.

(Fortsetzung folgt.)



Das Sternschwanken.

Ueber das Sternschwanken schreibt man der „Post“: Sternschwanken nannte A. v. Humboldt eine Erscheinung, die er auf allen seinen Bergbesteigungen nur einmal, und zwar vor dem Aufgange der Sonne den 22. Juni 1799 am Abhange des Pils von Teneriffa beobachtet hatte. Im Malpais, ungefähr in einer Höhe von 10.700 Fuß über dem Meere, sah er mit unbewaffnetem Auge tief stehende Sterne in einer wunderbar schwankenden Bewegung. Leuchtende Punkte flogen aufwärts, bewegten sich seitwärts und fielen an die vorige Stelle zurück. Die Erscheinung dauerte nur sieben bis acht Minuten und hörte lange vor dem Erscheinen der Sonnenscheibe am Meereshorizonte auf. Dieselbe Bewegung war in einem Fernrohr sichtbar, und es blieb kein Zweifel, daß es die Sterne selbst waren, die sich bewegten. „Fast nach einem halben Jahrhundert“, fährt Humboldt fort, „ist dieselbe Erscheinung des Sternschwankens, und genau an demselben Orte im Malpais, wieder vor Sonnenaufgang, von

einem unterrichteten und sehr aufmerksamen Beobachter, dem Prinzen Adalbert von Preußen, zugleich mit bloßen Augen und im Fernrohr beobachtet worden. Ich fand die Beobachtung in keinem handschriftlichen Tagebuche; er hatte sie eingetragen, ohne vor seiner Rückkunft von dem Amazonasstrom erfahren zu haben, daß ich etwas ganz Ähnliches gesehen.“ Ferner schrieb der Afrikareisende E. Vogel aus Nuzug am 10. Oktober 1853 an A. von Humboldt: „Ich erlaube mir, Ihnen unaufgefordert einige Beobachtungen mitzuteilen, die ich von dem von Ihnen zuerst gesehenen Sternschwanken gemacht habe. Ich sah das Phänomen zuerst am 1. Juli dieses Jahres auf den Taphonbergen beim Untergange der Venus. Als ich am Abend des erwähnten Tages meine Augen zufällig auf diesen Stern richtete, sah ich ihn in lebhafter Bewegung, bald von rechts nach links, bald von oben nach unten hin und her schwanken. Er war damals höchstens zwei Grad über dem Horizonte. Die Bewegung betrug in keiner Richtung mehr als einen Monddurchmesser. Die Dämmerung war schon äußerst schwach. Ganz in derselben Weise sah ich die Erscheinung später abendendlich und machten mich meine Begleiter häufig darauf aufmerksam, indem sie den lebhaft funkelnden Stern mit dem Lichte am Rast eines Leuchtschiffes in stürmischer See verglichen. Etwas ganz Verschiedenes sah ich am Morgen des 4. August, etwa fünfzehn Meilen östlich von Nuzug, am Sirius, der fünf bis sechs Grad hoch in heller Dämmerung stand. Der Stern schien parallel mit dem Horizonte hin und her zu fliegen, indem er sich rückwärts mit drei oder vier Stößen bald zur rechten Hand hinbewegte, bald auf dieselbe Weise wieder zurückkam. Mir fiel unwillkürlich die Beschreibung ein, die ein Beobachter aus Trier Ende vorigen Jahres gab und in welcher er sagte, er habe zuerst geglaubt, es sei ein Papierdrache mit einer Laterne daran befestigt, der dort fliege. Ganz dasselbe sah ich im September am Regulus. Ich habe mich auf die Erde gesetzt und den Kopf an einen Baumstamm gelehnt, um vor jeder Augen Täuschung sicher zu sein, und bin gewiß, daß der Bogen, den der Stern beschrieb, nicht weniger als vier bis fünf Grad betrug.“

Kürzlich veröffentlichten die „Astron. Nachr.“ über dies seltene Sternschwanken eine neue Wahrnehmung von Professor Werner in Kiel, welcher die Erscheinung früher nie gesehen hatte, sondern nur aus den Beschreibungen kannte. Es war am 14. März 1888, als derselbe in später Stunde und bei etwas ermüdeten Augen einen hellen Stern in geringer Höhe über dem Horizont in Bewegung zu sehen glaubte. Es wurde sogleich eine aufmerksame Prüfung dieser Bewegung bei ruhiger Ansehung des Kopfes vorgenommen. Einen Augenblick schien der Stern stillzustehen, begann aber bald eine horizontale Bewegung nach links, kam dann wieder zur Ruhe und setzte gleich darauf dieselbe Bewegung nach links fort. Nachdem so etwa drei bis vier Grad zurückgelegt sein mochten, folgte eine Bewegung nach rechts, abwechselnd mit einer geringeren Bewegung aufwärts und abwärts, nur selten unterbrochen durch ein zeitweiliges Erlöschen. Alle hellen Sterne funkelten sehr stark. Es war etwas über sechs Grad Kälte bei heftigem Ostwinde. Der Beobachter nahm nun zunächst ein terrestrisches Handfernrohr und richtete es bei möglichst fester Ansehung auf den Stern. Derselbe schien wirklich aus dem Gesichtsfelde des Fernrohrs schnell zu entweichen. Da hieran aber auch eine unbewußte kleine Armbewegung schuld sein konnte, so wurde ein festes, auf einem Stativ ruhendes Fernrohr auf den Stern eingestellt und nun erwartet, daß die Bewegungerscheinung sich wiederholen werde. Statt dessen verhielt sich der Stern in diesem Fernrohr ganz ruhig, nur regelmäßig der langsame, täglichen Bewegung folgend. Vielleicht konnte aber jene Erscheinung des Schwankens jetzt überhaupt schon aufgehört haben. Daher wurde noch abwechselnd im festen Fernrohr und mit bloßen Augen derselbe Stern beobachtet. In letzterem Falle trat die Erscheinung doch wieder ein, wenn auch in geringerem Grade als vorher, aber immer noch stark genug, um den Stern sofort aus dem Gesichtsfelde des Fernrohrs zu treiben, wenn eine wirkliche Richtungsänderung des Sterns stattgefunden hätte, wovon sich aber keine Spur im Fernrohr zeigen wollte. Hieraus konnte dann nur geschlossen werden, daß das Sternschwanken in diesem Falle lediglich eine subjektive Erscheinung gewesen ist, obgleich sie mit den früheren Beschreibungen ganz gut übereinstimmte. Man vermehrt bei letzteren nur die nicht unwesentliche Angabe, ob das von den Beobachtern zur Feststellung der wirklichen Bewegung des Sterns benutzte Fernrohr auch fest auf einem Stativ ruhte, oder ob es nur ein Fernrohr zum Handgebrauch war, welches sie bei ihren Vergreifen mitgenommen hatten.



Aus allen Gebieten.

Ein neues Glas.

Wie der „Iron“ berichtet, wird seit kurzem in Schweden ein neues Verfahren in der Glasfabrikation zur Anwendung gebracht. Das feinste, durchsichtigste Glas wurde bis jetzt aus sechs verschiedenen Bestandteilen gemischt, nach dem neuen Verfahren schmilzt man 14 Teile und hauptsächlich Phosphor und Bor zusammen, welche letztere beiden Stoffe bisher niemals in der Glasfabrikation verwendet wurden. Das neue Glas ist völlig durchsichtig, sehr hart und nimmt eine vorzügliche Politur an. Die wertvollste Eigenschaft desselben liegt aber darin, daß daraus hergestellte Linien nicht die Spektrallinien an ihrem Rande zeigen, wie die aus jedem andern Glas angefertigten. Das Ver-

größerungsvermögen der üblichen Mikroskoplinsen erstreckt sich bis zu höchstens 1/100.000 Teile eines Zolles, Linien von dem neuen Glase ermöglichen dagegen das Erkennen von 1/200.700.000 Teilen eines Zolles. Welche Umwälzungen diese Eigenschaften des neuen Glases auf dem Gebiete der Optik hervorrufen werden, liegt auf der Hand, in erster Reihe aber wird den Wissenschaften ein Hilfsmittel geboten, welches von jetzt noch ungeahntem Werte für die experimentierende Physik sein wird.

Beseitigung des Fußschweißes.

Zur dauernden Beseitigung des Fußschweißes empfiehlt die Mil. Mediz. Abteilung des deutschen Kriegsministeriums die Chromsäure als ein billiges, sicheres und unbedenkliches Mittel. Die Anweisung lautet: Man taucht in eine zehnprozentige Chromsäure etwas Verbandwatte, welche man zwischen einer Hornjange befestigt, und bestreicht mit dieser einmal die Fußhöhlen und die Haut zwischen den Zehen. Bei starken Schweißfüßen wiederhole man das Verfahren alle zwei bis drei Wochen, bei Schweißfüßen mittleren Grades alle sechs bis acht Wochen. Sind die Füße wund, so wird erst eine fünfprozentige Lösung benötigt und die stärkere erst nach Wiederherstellung der Haut angewendet. Im Hochsommer kommt es zuweilen vor, daß sich auf diese Bestreichung hin eine vermehrte Schweißabsonderung am ganzen Körper einstellt, doch verliert sich diese in ein bis zwei Tagen ohne jeden weiteren Nachteil.

Rezepte.

Um Käse vor Schimmelbildung zu bewahren, löse man Aetzalkali, welchen man, nachdem derselbe zerfallen ist, durch ein feines Haarsieb laufen läßt. Mit diesem feinen Pulver werden die Käse beim Formen äußerlich eingestrichen. Während der Reife das Reifen der Käse befördert und sie längere Zeit madenfrei erhält, verhindert er absolut jede Schimmelbildung auf denselben, ohne auf ihren Geschmack irgend welchen Einfluß zu äußern.

Schlittschuhe zu putzen. Fein gesiebte Asche wird mit Essig zu einem steifen Brei gerührt und mit diesem das rostige Eisen abgerieben. — Um das Rosten möglichst zu verhindern, klopfe man den Schnee gut aus den Schlittschuhen, lasse sie in der Nähe des Ofens trocknen, und bevor man sie in die Schlittschuhtasche zurücklegt, reibe man sie noch einmal mit Puzleder und Puzpulver ab.

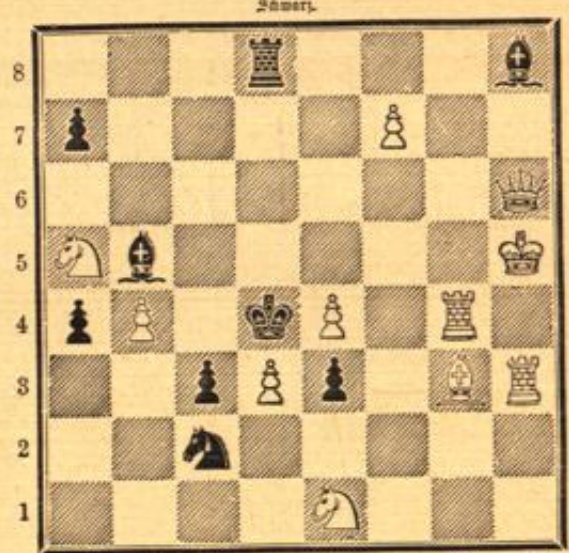
Schach.

(Redigiert von Jean Tustredue.)

Aufgabe Nr. 8.

Von H. A. Wastzeng.

Erster Preis im Problemturnier von „Northern Figaro“.



Weiß.

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 6 Seite 272:

Weiß.

Schwarz.

- 1) D. E7 - D8 1) R. F4 - G3.
- 2) D. D8 - D4 2) R. F4 u. H2, oder F5 - F4 oder G6 - G5.
- 3) D. D4 - F2 oder - G1 oder E. H2 - F1 Matt.

A.

- 1) E. H2 - F3 1) R. F4 - E5.
- 2) D. oder H. Matt.

Andere Spielarten leicht.

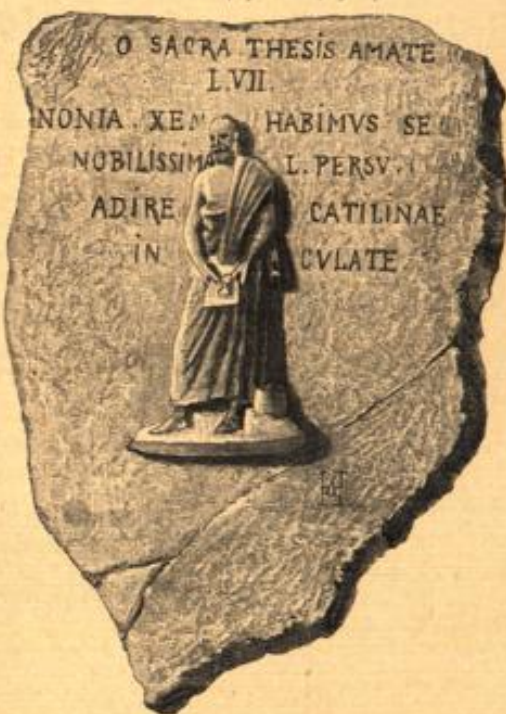
Schach- und Damenspielbriefwechsel.

Richtige Lösungen der Schachaufgaben Nr. 4-6 erhalten von Herrn E. Kronjohn, P. Bergmann, W. Kuntz, S. Gubrauer, D. Ganz, R. Ender in Berlin, M. Gansmann, v. D...l, R. Seiman, S. Pantrajak, D. Reper, W. Kriedemann, Karl v. D...l in Wien, L. Anders, S. Dann, H. Krieheller, M. Gänzlberg in Breslau, S. G. in Salzburg, Karl Ritzberg in Prag, D. Werner, B. Wehert in Bremen.

Herrn Hugo Reimer in Prag und E. W. in Kaden. Die sämtlichen von Ihnen eingesendeten Lösungen der Schach- und Damenspielgaben sind durchaus richtig. — Fern. Emma v. R. in Danzig, B. Martins, v. R...l in Warschau, G. Helben in Reutlingen. Nr. 4 richtig. — A. Wajdos in Kiew. Dausend bedanken wir den Empfang Ihrer sorgfältigen Berichtungen zu dem von J. D. verfaßten Lehrbuch des Damenspiels. — Gustav Wörth in Windsor. Eine Ihrer vorzüglichen Aufgaben ist als Nr. 475 in „Neuer Land und Meer“ erschienen. Die übrigen sind recht artig, jedoch zu leicht lösbar. Fernere Beiträge willkommen. — G. Rover in Paris und Gustav Schneider in Wien. Mit Recht bezeichnen Sie die Damenspielgaben Nr. 3 von Wilhelm als eine vorzügliche Tempobewährung.

Zur Schachaufgabe Nr. 5 von Müller in Witten. Die Unterseite muß lauten: „Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zug Matt.“
Herrn Johannes Ruz in München. Nr. 5 richtig gelöst. Die von Ihnen angegebene Aufgabe ist leider nicht deutlich genug notiert. Wir bitten um gel. Nachbesserung.
Frau Antonie Lehmann in Prag. Wie empfehlen Ihnen die bis jetzt erschienenen drei Jahrgänge des „Buchs der Jugend“ (Verlag der Gebrüder Hoffmann in Stuttgart). Sie finden darin die von Ihnen gesuchte Geschichte derjenigen Persönlichkeit, deren Erfindung zur Ausbildung des jugendlichen Schachsinnes beitrug. — Herrn A. R. in Lemberg. Wenn ein König dem ihm gebotenen Schach nicht mehr entweichen kann, dann ist dieser König mattgesetzt und der Spieler, dessen Herr er angehört, hat die Partie verloren.
A. van der Horst in Brüssel und G. R. D. in Genf. In Nr. 6 von Rundell nach 1) D. E 7 — D 8, R. F 4 — E 5, folgt 2) E. H 2 — F 3 4. und, wenn Schwarz R. E 5 — E 6 spielt, folgt 3) L. C 6 — D 5 Matt. Wir hoffen, damit Ihre Bedenken beseitigt zu haben. — Dem Revisor Herr Ruz in Witten. Der Dame wird nach den modernen Spielregeln nicht mehr Schach geboten.

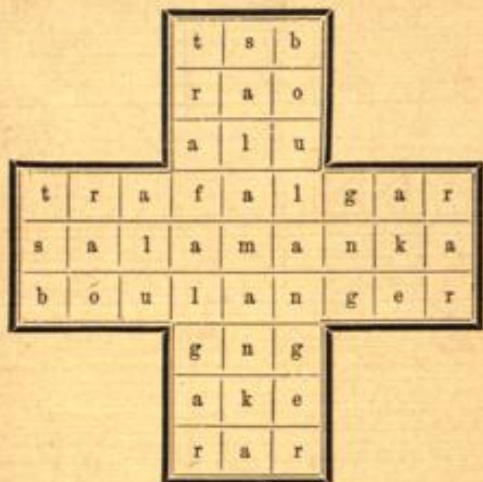
Altromische Inschrift.



Auflösung des Bilderrätsels Seite 345:

Schneidet die Tränen der Kinder ab, das lange regnen in die Blüten ist so schädlich.

Auflösung des Homogramms Seite 345:



Rösselsprung.

gibt	und	kein	des-	macht	ge-	sie	nur
als-	was-	man	103	ich	ist	mein	liebt
kam	jen	reich	und	haus	zu-	sein	sie
kam	ganz	er	lieb	und	geb	was	derz
schmer-	so	mach-	wem	aß-	an	gleich	und
so	ein-	de	es	von	wie	des-	hat
so-	daß	laßt	te	fin-	ge-	fin-	ich
mein	mich	auch	wußt	des-	sonst	mein	derz

Rätsel.

Ob zwar sehr klein, als Zahl doch unentbehrlich,
Stell' als ein Buchstab' auch ich meinen Mann.
Im Hund selbst mit dem Vasser bin ich ungefährlich.
Und steh', verziert, nur immer himmelan.
Doch wußt du mit der Aker mich vereinen.
Du wußt, wenn dir geschenkt, mich nicht verneinen.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. Karl Schön in Tausers (Tirol). Wir wissen nicht, worauf sich die Angabe dieser Adresse bezieht.
Hrn. Giesbert in Tiesensee. Ein solches Buch kann nicht existieren. Studieren Sie Leßings dramaturgische Werke und Dittmar's Bücher. Genacht, „Geschichte der Schauspielkunst“ etc.
Abonnent in G. Auf die Probe stellen durch Eiferfucht, muß jedoch mit Geduld bewerkstelligt werden.
Hrn. M. Anger. Wir bitten um Einsetzung zum Zweck der Prüfung. Honorar nach Einschnahme.
Hrn. W. R. in G. „Kochbüchlein Taschenbuch für Kaufleute“ (Leipzig, Spamer), freilich etwas teuer, aber dafür um so viel besser.
Hrn. D. Fröh in G. „Kochbüchlein Taschenbuch für Kaufleute“ (Leipzig, Spamer), freilich etwas teuer, aber dafür um so viel besser.
Hrn. Max Br. in G. Unternehmlichkeiten in der Zeitung der Hefte bitten wir bei Ihrer Bezugnahme zu rügen; wir können, da uns diese nicht bekannt, nichts thun. Unsere Expedition kann die Hefte nur direkt versenden und mühte dann das Porto für die Versendung unter Kreuzband extra berechnet werden.
Abonnent A. R. in D. möchte wissen, womit die neuen Broschüren beim deutschen Militär getränkt sind, so daß sie wasserfest geworden und doch weich dabei geblieben sind. Vielleicht kennt einer unserer Leser ein ähnliches Präparat, zur Tränkung von Leinwand nach dieser Richtung hin geeignet?
Hrn. B. H. in Deutsch-Landsberg. Wir glauben, diese sind preiswürdig und brauchbar.
Hrn. E. R. in Mannheim. Ja, Sie sind haltbar für die Verpflichtungen des Konsumvereins als Mitglied, das heißt Geschäftlichkeit, und jedenfalls noch, auch wenn Sie ausgetreten, für das laufende Geschäftsjahr. Genaueres über diese Zeitdauer steht jedenfalls in den Statuten.
Junger Abonnent in G. Das erfahren Sie bei einem dortigen Beamten am besten. Kann sehr verschiedene Bedeutungen haben, je nach dem Amt.
Frau Emilie B. in Warschau. Die geistvolle Erklärung: „Eiferfucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft“.

schreiben die Berliner Schleiermacher zu, die Wiener Catelli und Saphir; sogar Grillparzer wird als Autor, aber mit Unrecht, genannt.
Richtige Lösungen von Rätseln, Rebus, Charaden etc. sind uns zugegangen von: Fr. Anna Romm, Dortmund; Elfa Walchner, Lahr; Helene Glogauer, Berlin; Amalie Satori, St. Petersburg; Emma Heydorn, Selma Homberg, Barmen; Viktoria Picot, Prag; Anna Haas, Bayreuth; Ottilie Wammert, Stettin; Hermine Gohl, Hannover; Anna Seibold, München; Frau Valerie Petzsch, Widdorf; Hanna Mehling, Berlin; Wanda Dienst, New-York; Hrn. D. Hasler, Breslau; D. Kellner, Prag; R. Gerner, Woda; D. Hirsch, Jolingen; M. Amor, Pest; A. Kraft, Demin; A. Keller, Innsbruck; J. Krehl, Würzburg; D. Samling, London; O. Traumann, Koburg; Fr. Meyer, Brussa; A. Antony, Berlin; E. Wanger, Rannsbach; G. Kille, Heidelberg; H. Augler, Graz; D. Dreifuh, Mühlhausen; G. Gerner, Ulm; H. Wummann, Berlin; G. Kraußlich, New-York; E. Kannelo, Chicago.

Korrespondenz für Gesundheitspflege.

E. B. in Basel. 1) Die ärztliche Praxis ist in Deutschland freigegeben. 2) Infolge dessen kann jeder Laie angekräftigt werden, beziehungsweise Kurfürsterei treiben, nur muß er vermeiden, sich den Titel Arzt oder einen andern beizulegen, durch welchen der Glaube erweckt werden könnte, als sei er eine geprüfte Medizinalperson. Dies wird bestraft.
E. R. in L'achen. Das „Augenbräun“ in der Luft ist gewöhnlich Folge eines Augenkatarrhs (Bindehautkatarrhs). Zur Beseitigung des letzteren raten wir, abends einige Tropfen einer einprozentigen Lösung von schwefelsaurem Zink in die Augen zu träufeln. Außerdem empfiehlt es sich auch, die Augen durch das Tragen einer Schutzbrille gegen den direkten Einfluß rauber Luft zu schützen. Als Hausmittel werden auch vielfach Umschläge mit einer „Augenrost“-Ablösung (Euphrasia off.) angewendet.
J. B. in Frauenfeld. Ueber die Behandlung von Hautkrankheiten kann man, ohne sie vorher gesehen zu haben, nicht so ohne weiteres auf diesem Wege einen entsprechenden Rat erteilen.
Dr. Sch.

Anfragen.*)

13) Wer kauft Schmetterlinge, lebende Raupen und Puppen?

*) Beantwortungen dieser Fragen aus unserer Befertigung werden wie mit Vergnügen an dieser Stelle veröffentlicht, wir werden auch sehr zur unmittelbaren Aufnahme passender Anfragen von neuen Abonnenten bereit sein.

Redaktion: Otto Baisch und Hugo Rosenthal-Bonin in Stuttgart.
Verantwortlich: Hugo Rosenthal-Bonin.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Ein Vermächtnis
Kaiser Wilhelms I.

Ergänzung

zu dem Kaiserbuch
„Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“
von Oskar Meding.

Unter Allerhöchster Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II.
herausgegeben von Carl Hallberger.
Hoch Quart. Elegant gebunden. Preis 50 Pfennig.

Diese hochinteressante Broschüre enthält die Entstehungsgeschichte der bei uns unter dem wechselnden Titel
„Einundneunzig Jahre in Glaube, Kampf und Sieg“
erschienenen Kaiser Wilhelm-Biographie und legt vorwichtiges Zeugnis ab, daß der große Verdienst bei diesem Werke hauptsächlich mit der Umrisse gezeichnet und die Schattierungen eingelegt hat. Es dürfte kaum ein ähnliches Faktum in der Geschichte sich finden, daß einer der größten Monarchen der Welt an seiner Lebensbeschreibung, die der Nachwelt hinterlassen werden soll, in der Weise eingehend mitarbeitete, wie Kaiser Wilhelm bei diesem Werke es gethan. Er verfolgte die Arbeit mit gnädiger Teilnahme bis in die Einzelheiten und gewährte derselben seine volle Billigung und Anerkennung.

Wichtige Inseraten-Nachnahme
bei Rudolf Mosse
für die
Kommunen-Expedition
für sämtliche Zeitungen Deutsch-
lands u. d. Auslandes.
in Berlin, Dresden, Chemnitz, Frankfurt a. M., Halle a. S.,
Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg,
Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Anzeigen

Insertions-Gebühren
für die
Kommunen-Expedition
für sämtliche Zeitungen Deutsch-
lands u. d. Auslandes.
in Berlin, Dresden, Chemnitz, Frankfurt a. M., Halle a. S.,
Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg,
Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Berechtigtes Aufsehen
macht der im „Berliner Tageblatt“
gegenwärtig erscheinende neueste Roman von
Friedrich Spielhagen, unter dem Titel
„Ein neuer Pharaon“.
Allen zum März neu hinzutretenden Abonnenten
wird der bis Ende Februar veröffentlichte Teil des
hochinteressanten Werkes **gratis** nachgeliefert.
Ferner erhalten dieselben eine bis auf die Feinheit vervollständigte, handfarbige
Karte von **Deutsch-Ostafrika**.
Für Monat März nehmen alle Reichs-Postanstalten
Abonnements entgegen für **1 Mk. 75 Pf.**

Die besten Sänger
liefert unentgeltlich das größte Kanarienvogel-Versandgeschäft
R. Maschke, St. Andreasberg i. H.
Inhaberin Frau L. Maschke, Preisliste gratis.

Anerkannt bestes Putzmittel der Welt. Man
achte genau auf Firma und Schutzmarke!
pharmaceutischer
Bestes Eisenmittel gegen
Blutarmuth, Bleichsucht etc.
1 Dose 250 Pillen
M. 1.50.
Eisenmagnesiapillen
haben in
allen renom. Apotheken.
W. Kirchmann, Apotheker.
Ottensen-Hamburg.

Da ich nicht reisen lasse, so offerire garantirt reinen, selbstgefeuertem, Raschenreihen
Rheinwein
Weihen von 45 Pl. an | pro Liter bis zu den feinsten Ragen.
Roten | 70 | Kleiner Gebinde 25 Liter.
Proben und Anweisung zum richtigen Abfüllen der Weine gratis und franco gegen Einzahlung
von 30 Pl. pro Probe für Glas und Packung.
Kierlein a. Rh. **Franz Hirsch**, Weingutsbesitzer.
Zauber- und Rebeckbilder-
Apparate für Prin-
u. öffentl. Vorstellun-
Preisbuch gr. 1c.
Witt, Bräuer, Magdeburg, Jacobstr. 7.
Für Hämorrhoidal-Leidende und Damen:
Holzmaße-Binden, nachweil. präventivverwendbar,
ärztlich sehr empfohlen. Tgd. 1.20 und 1.40.
Gürtel 40 Pl. bei 10 Bdn. Binden 25 Pl. Rabatt.
Emil Schäfer, Verbandhändler, Chemnitz.
Uhren-Fabrik
E. Naumann,
Leipzig, Königsplatz 6.
verl. franco d. vord. Eins. d. Rasse
H. Kaus, Regulateur mit
Schlagwerk.
Nr. 1. A 25. —
Nr. 2. A 21. —
Preis-Courant gratis.
Epilepsie ist heilbar.
Krankleidenden gratis Anweisung von
Dr. ph. Quante, Fabrikbesitzer, Warendorf i. W.

Van Houten's Cacao.

Bester — Im Gebrauch billigster. Ueberall zu haben in Büchsen à Rm. 3.30, Rm. 1.80, Rm. 0.95.

20 Pf. Jede Nr. Musik

alische Universal-Bibliothek! 500 Nummern. Class. u. mod. Musik, 2- u. 4händig, Lieder, Litanie etc. Vorräthig Stück u. Druck, stark. Papier. Verschieden. grat. u. fr. v. Felix Siegel, Leipzig, Dörrienstr. 1.

Apoth. Rich. Brandt's Schweizerpillen

seit 10 Jahren von Professoren, prakt. Aerzten und dem Publikum als billiges, angenehmes, sicheres u. unschädliches Haus- u. Heilmittel angewandt und empfohlen. Erprobt von:

- | | |
|-------------------------------|-------------------------------------|
| Prof. Dr. R. Virchow, Berlin. | Prof. Dr. v. Frerichs, Berlin (f.). |
| von Gietl, München (f.). | v. Scanzoni, Würzburg. |
| Reclam, Leipzig (f.). | C. Witt, Kopenhagen. |
| v. Nussbaum, München. | Zdekauer, St. Petersburg. |
| Hertz, Amsterdam. | Dr. Soederström, Kasan. |
| v. Korczynski, Krakau. | Lamb, Warschau. |
| Brandt, Klausenburg. | Forster, Birmingham. |



bei Störungen in den Unterleibsorganen, Leberleiden, Hämorrhoidalbeschwerden, trägem Stuhlgang, habitueller Stuhlverhaltung und daraus resultirenden Beschwerden, wie: Kopfschmerzen, Schwindel, Beklemmung, Atemnot, Appetitlosigkeit u. Apoplexie Rich. Brandt's Schweizerpillen sind wegen ihrer milden Wirkung von Frauen gern genommen und den scharf wirkenden Salzen, Bitternüssen, Tropfen, Nigelluren u. dergleichen.

Zum Schutze des kaufenden Publikums
Bei nachfolgenden aufmerksamen gemacht, daß sich Schweizerpillen mit tausend ähnlicher Verpackung im Verkehr befinden. Man überzeuge sich stets beim Einkauf durch Abnahme der um die Schachtel gewickelten Gebrauchsanweisung, daß die Griffe die obenstehende Abbildung, ein weißes Kreuz in rotem Feld und den Namen Rich. Brandt trägt. Auch sei noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Apotheker Rich. Brandt's Schweizerpillen, welche in der Apotheke erhältlich sind, nur in Schachteln zu 1 (eine kleine Schachtel) verkauft werden. — Die Verkaufsstellen sind außer auf jeder Schachtel angegeben.

Richard Brandt's Schweizerpillen sind in den meisten Apotheken Europas vorrätig, u. a. in: Baden: Löwen-Apotheke, Berlin: Kronen-Apotheke, Friedrichstraße 100, Sibiria-Apotheke, Friedrichstraße 19, Breslau: Kränzelmarkt-Apotheke, Chemnitz: Nicola-Apotheke, Dresden: Apotheker Lehn, Dresden: Wöhr-Apotheke, Düsseldorf: Elefant-Apotheke, Frankfurt a. M.: Adler-Apotheke, Gießen: Strauß-Apotheke, Halle a. S.: Hirsch-Apotheke, Hamburg: Hafen-Apotheke, Heft. Neuenweg, Kaiserlautern: Löwe-Apotheke, Kiel: Alte Stadt-Apotheke, Köln: Ginkgo-Apotheke, Königsberg i. Pr.: Apotheker D. Kahl, Leipzig: Albert-Apotheke, Lübeck: Sonnen-Apotheke, Magdeburg: Löwe-Apotheke, Regensburg: Hirsch-Apotheke, München: Karmeliter-Apotheke, Köln-Apotheke, Nürnberg: Karim-Apotheke, Cuxhaven: Löwe-Apotheke, Posen: Neue Apotheke, Schwerin: Sarnow-Apotheke, Stettin: Pelikan-Apotheke, Straßburg: Apotheker Bernier, Straßburg i. G.: Meisen-Apotheke und Stern-Apotheke, Stuttgart: Apotheker Reichen & Scholl, Trier: Löwen-Apotheke, Wiesbaden: Adler-Apotheke, Würzburg: Hof-Apotheke. — **Gesamter Reich:** in Wien: Apotheker W. Röll, Tuchlauben 9, Budapest: Apotheker von Lórá, Prag: Max Rautas Ginkgo-Apotheke. — **Schweiz:** in Gené: Pharmacie Cantier, Zürich: Apotheker R. Brandt. — **Für Amerika:** Brandt's Schweizerpillen Co., Corner Grand Street and Bowery, New-York.



Wir empfehlen unser reichhaltiges Lager von Cigarren aus garantirt besten ostindischen, westindischen und amerikanischen Tabaken.

Ausführliches Preis-Verzeichnis steht auf Wunsch gern zu Diensten.

Um die Auswahl zu erleichtern, versenden wir

Versuchskisten,
enthaltend je 10 Sorten zu 10 Stück
No. 1 in den Preislagen von M. 36 bis 56: für M. 5,10.
" 2 " " " " 46 " 63: " " 6,—".
" 3 " " " " 52 " 70: " " 6,50.
" 4 " " " " 54 " 95: " " 7,50.
" 5 " " " " 63 " 121: " " 9,50.
Versand gegen Nachnahme oder nach Einsendung des Betrages.

Auflage 552.000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdeutsche Leserverhältnisse in zwölf fremden Sprachen.



Thee-
Import-Geschäft von Deutschemann & Woroniecki, London E. C., 101 Leadenhall Str. Hamburg, Passage Scholven 11. Vertreter in Shanghai u. Colombo. Direkter Import, direkter Verkauf. — Ohne Zwischhandel. — Nur frische, ungetrübte Thee. Großhandel ab Hamburg: versandt 2, 2, 25, 3, 50, u. 4 M. p. Pfd. Spezialität: Ceylon-Thee (3, 50, u. 4 M.), in England "Thee der Zukunft" genannt; doppelt so ertragreich als andere, daher 50% Ersparnis. — Muster gratis.

Die Modewelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1,25 — 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toiletten- und Handarbeiten-entwürfen gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Toilette für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das spätere Kindesalter umfassen, ebenso die Toilette für Herren und die Zeit- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Web- und Handarbeit, Kissen-Entwürfe etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition. Berlin W. Potsdamer Str. 35; Wien I. Operngasse 3.



Ersparnisse
machen diejenigen Damen, welche vor Beginn größerer Arbeiten Muster meiner Spezialitäten: Strickwollen, Rock- u. Decken-Wollen, aus engl. Kammgarne, Zephyr u. Kameelhaar, meine absolut echtfarbigen Baumwollgarne H. Kammgarne mit genau pass. Kongressstoff "Hoffmanns Goldetikett" u. s. w. verlangen. Tausende intelligenter Hausfrauen rühmen die gebotene Auswahl, die Solidität und Billigkeit meiner Erzeugnisse.
Paul Hoffmann, Ruhrort a/Rh.



G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N. PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.



Patent-Kinderwagen
mit und ohne Gummibekleidung. das Vorzüglichste für gesunde wie kranke Kinder.
Preise von 12—120 Mk.



Kranken-Fahrräder
neuester und bewährtester Constructionen in allen Größen, gepolstert wie ungepolstert mit und ohne Gummibekleidung.
Preise v. 36—350 M.



Netzbettstellen
für Kinder bis zu 12 Jahren. Ausserordentl. pract. und elegant in verschiedenen Größen. Sicherste Lagerstätte, besonders für kleinere Kinder.
Preise v. 12—60 Mk.
Reich ausgestattete illustrierte Kataloge gratis und franco.
PATENT KINDER- UND KRANKEN-WAGEN-FABRIK.
G. E. HÖFGEN, DRESDEN-N.



1000 Briefmarken ca. 100 Stück
nur 50 Bfg.
200 versch. 1.—, 250 versch. 1.50, 300 " 3.—, 350 " 5.—, 500 " 10.—, 750 " 20.—, 1000 " 40.—, 1500 " 100.—, bis 5 M. Porto extra.
Anlauf jeden Anzahl u. Sorte wenn preiswürdig.
A. Salvador, Hamburg.

PRAG, Böhmen, Zeltnergasse Nr. 15.
Echter böhmischer Granatschmuck.
Reich illustrierte Preisverzeichnisse gratis und franco. Zeitfreier Versand ab Filiale in Berlin, Friedrichstraße 175 W.

Zur Verhütung und Heilung von ansteckenden Krankheiten gebrauche man unser giftiges
Creolin

worüber allein wissenschaftliche Arbeiten publizirt sind. Wir warnen vor Imitationen! Man fordere nur plombirte Gefässe.
William Pearson & Co., Hamburg.

= Enthaarung. =
Mundellus'sches Deerinatorium.
Unschädlich. Mittel, um die so verunzierenden Arm- und Gesichtshaare bei Damen spurlos schnell u. ganz schmerzlos zu entfernen. Fl. 3 M.
Apoth. Mundellus, Berlin, Liesenstr. 19.

Die Stiftung
von Zimmermann'sche Naturheilkunst
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.



In kurzer Zeit eine gediegene **Fachbildung** und hierdurch angenehme lohnende Stellung.
Buchführung, Correspondenz, Rechnen, Comptoirkunde, Schönschrift.
*) Prospekte, die alles Nähere enthalten, stehen gratis und franco zu Diensten. F. Simon, Abtheilung für brieflichen Unterricht, Berlin S W. 48.

Etabliert **Julius Gertig**, 1843.
Fonds- u. Lotteriegeschäft.
Badenanstalt, 2 Branereien, grüster Volksgarten. Hamburg. Casper Hamb. Platt. Referenz die Hamb. Börse seit 1843.
Devise: „Und wiederum hat man bei Gertig Glück!“ — Prospekte gratis und franco. Gewinnzahlung in bar, nicht in Loose! — keine Börsenspekulation. Gewinnresultate 1886 und 1887 brillant! — Correspondenz: Englisch, Französisch, Dänisch, Schwedisch.

CACAO-VERO.
entölt, leicht löslicher Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.
Preis per 1/2 1/4 1/8 1/16 = Pfd.-Dose 850 300 150 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Freibücher
sowie & Carneval-Gegenstände
als Mützen, Orden, Touren, Costüme, Masken etc. sowie Carionagen & Altrapen empfiehlt die Fabrik von Gelbke & Benedictus Dresden.

Spezialarzt Dr. med. Meyer
Berlin, Leipzigerstraße 91.
heilt brieflich alle Arten Frauen- und Hautkrankheiten, Rheumatisches, selbst in den hartnäckigsten Fällen mit sicherem Erfolg.

PATENTE
schnell und sorgfältig durch
RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur
in GÖRLITZ.

Die Stiftung
von Zimmermann'sche Naturheilkunst
bei Chemnitz, in reizender Lage. Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilmethode. Ausserordentliche Erfolge bei Magen-, Lungen-, Herz-, Nerven-, Unterleibs-, Frauenkrankh., Fettsucht, Gicht, Zuckerkrankh. u. s. w., Sommer- u. Winterkuren. Prospekte mit Beschreibung der Methode gratis durch die Direktion, sowie durch die Filialen der Firma Rudolf Mosse.

